Mährchen

herausgegeben vom Verfasser
der
Heliodora.

Görlitz,
bei C. G. Anton.
1804.

UNIV. BIBL.
BERLIN

Mährchen.

Herausgegeben

von

dem Verfasser des Romans

Heliodora.

Görlitz,

in der Antopschen Buchhandlung

1805.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK BERLIN

1952.685

Inhalt.

I. Afranor und Bellanire.

Das Original, dem dieſes Mährchen nachgebildet iſt, ſtand zuerſt in einer dem Grafen Caylus zugeſchriebenen Sammlung: Le Pot Pourri, ouvrage de ces Dames et de ces Messieurs — und daraus im 34 Bande des Cabinet des Fées (à Genève 1786. 12.

II. Der Blinde und ſein Hund.

Das Original eines Ungenannten, woraus dieſe Erzählung gezogen iſt, im 35 Bande des Cab. d. Fées.

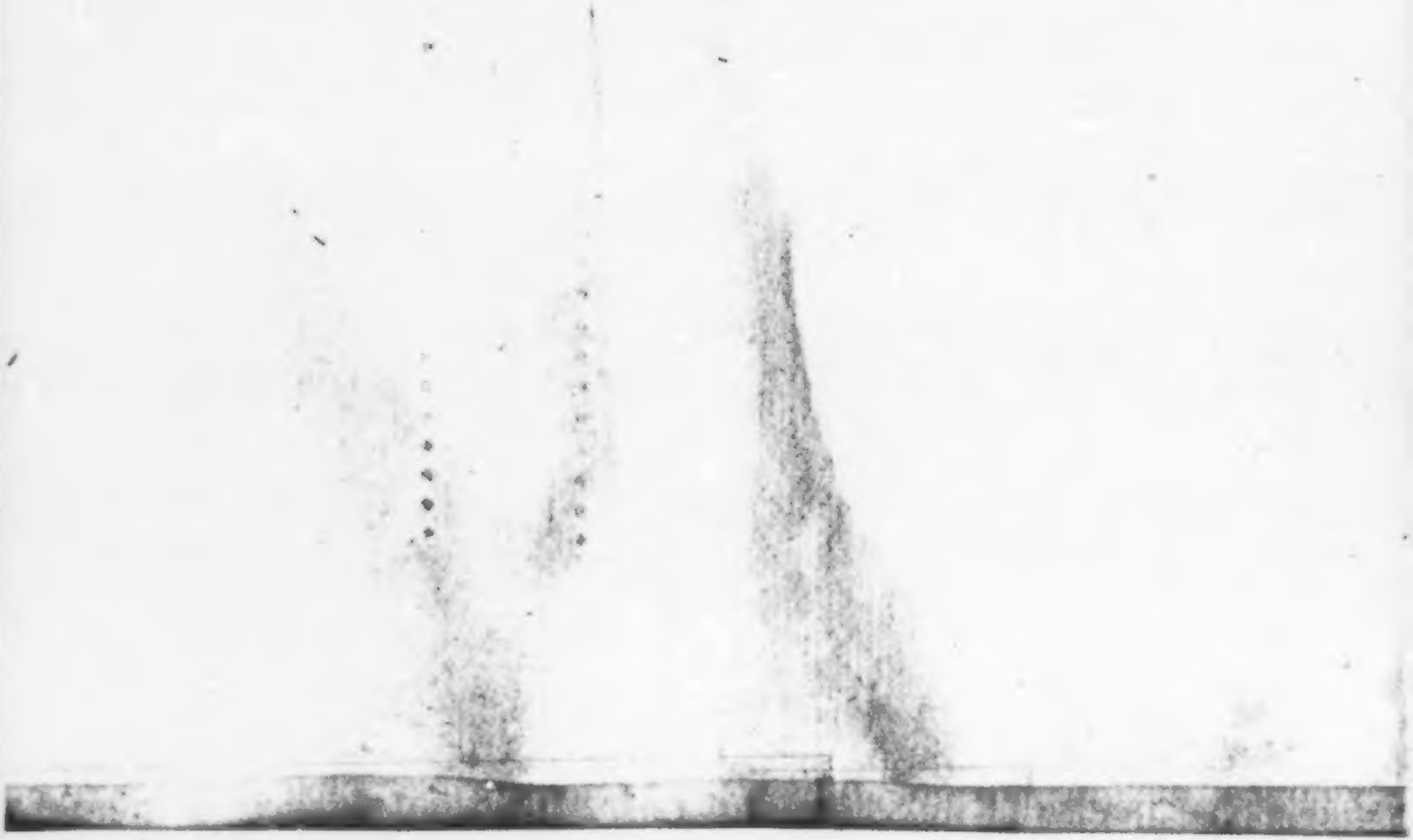
III. Acaju, oder die verlorenen Köpfe.

Nach Duclos. Das Original in dem letztgenannten Bande jener Sammlung.

IV. Mignonette.

Nach Caylus, in dessen Féeries nouvelles sich das Original findet.

Mährchen



I.

Afranor und Bellanire.

Bellanire galt für die Tochter des Königs Orizan. Wer kann's verbürgen? Er war wenigstens sehr eifersüchtig auf einen gewissen Muzilar, der doch sein Bruder war, und Oberpriester dazu. Die Königinn Zelenide ward wegen ihrer Andacht sehr gerühmt. Sie ging jeden Tag in den Tempel; des Priesters wegen, sagte die böse Welt, der Gottheit wegen, wollen wir billiger annehmen.

Muzilar hatte einen Sohn, Mahmens Afranor, der ihm vielleicht nicht mehr gehörte, als Bellanire dem Könige. Die Vermuthung sprach für ihn. Afra-

nor war eitel, gleisnerisch, ungeduldig, eigensinnig; und darum wollte man seine Herkunft von dem geistlichen Herrn für sehr wahrscheinlich halten.

Die beiden jungen Leute wurden unvermerkt funfzehn Jahre alt, und die guten Aeltern konnten sich's nun gar nicht mehr verhehlen, daß Kindererziehung nicht ihr Beruf sey. Sie wollten wieder gut machen, was sie — verpfuscht hatten. Muzilar übergab seinen Sohn der Aufsicht des Feuergeistes Telmalz, mit welchem er in freundschaftlicher Verbindung stund; Zelenide wollte ihre Tochter einer Silphide anvertrauen, die viel Weltkenntniß hatte, und zu oft betrogen war, um nicht ein Mädchen unterrichten zu können in der Kunst — zu betrügen.

Der gute König hatte schon lange den Plan, die angebliche Tochter mit dem

angeblichen Neffen zu vermählen. Man fragte das Orakel, und das Orakel antwortete: Der Gedanke ſey unausführbar, bevor nicht drei unmöglich ſcheinende Dinge ſich ereignet hätten. Afranor ſollte kein Thor mehr ſeyn; eine entſetzlich häßliche Prinzeſſinn müßte ſchön wie Bellanire werden, und Afranor und Bellanire ſollten ſich im Tempel der wahren Liebe begegnen.

Nach zärtlichen Abſchiedsſcenen eilte die Silphide mit der Prinzeſſinn davon, der Feuergeiſt entführte Afranorn in ſeinem glühenden Wagen; der König ging in den Pallaſt, um fort zu vegetiren, die Königinn in den Tempel, um — zu beten.

Zwei Tage reiſete Afranor an der Seite ſeines ſtummen Begleiters. Herr Telmais, hob er endlich ganz ungeduld

bis an, ich finde Sie sehr kalt, und ihren Wagen sehr heiß.

„Ich verstehe Sie, war die Antwort. Mein Wagen ist Ihnen unbequem, und ich mache Ihnen lange Weile. Erwarten Sie etwa Lehren von mir?“

Lehren? O die mögen Sie für sich behalten; aber eine Unterhaltung habe ich wohl erwartet.

„So haben Sie sich betrogen, sprach der Feuergeist. Ich liebe Schweigen.“

Das bemerke ich sehr, ich rede gewaltig gern.

„Trösten Sie sich, fuhr Telmais fort. Wir bleiben nicht lange mehr zusammen, ich werde Sie bald verlassen.“

Mich verlassen? antwortete Afrodor überrascht. Aber Sie sollen ja für meine Erziehung sorgen.

„Das werde ich thun, wenn ich Sie — sich selbst überlasse. Rathschläge, Lehren, Vorschriften, haften nicht bei jungen Leuten Ihres Alters. Nur wenn man recht viele Thorheiten begeht, kommt man endlich dahin, die Thorheit abzulegen. Sie haben alle mögliche Anlage, sich auf diese Art zu unterrichten. Ich will Ihnen den Weg ebnen; darum gebe ich Ihnen eine schönere Gestalt. Ihre Lächerlichkeiten haben dann etwas Annuthiges. Je mehr Beifall Sie finden, desto mehr Erfahrung erwerben Sie in kurzer Zeit, und dann können Sie sich selbst sagen, was Sie jetzt ohne Nutzen hören würden.“

Der Feuergeist berührte seinen Zögling mit dem Zauberstabe. Afranor verlor seine Gestalt, ohne seine Denkungsart zu verlieren. Er war der liebenswürdigste Thor, den man sehen konnte. In dem

selben Augenblicke verschwand sein Begleiter. Der verwandelte Prinz hielt es für das beste, auch seinen Nahmen zu verwandeln, und wollte sich Zemir nennen. Kaum hatte er den Entschluß gefaßt, als er zwei Frauen auf seinem Wege fand. Die eine war ein Wunder von Schönheit und Dummheit, die andere ein Wunder von Häßlichkeit und Verstand. Asranor näherte sich ihnen ohne Umstände; und mit dem feinsten Anstande sagte er der Schönen ein Paar Worte, worin auch nicht eine Ahnung von Sinn und Geist war. Sie schien bezaubert zu seyn, und alles aufzubieten, um eine Antwort heraus zu bringen. „O was das angeht . . . Ja, Sie haben sehr Recht . . .“

Sie hat Verstand, wie ein Engel! rief Asranor.

Die häßliche Begleiterinn, die das für Scherz hielt, wollte das Gespräch

lenkens und ſagte unglaublich ſeine Sachen. Afranor ſah ſie verächtlich an. Ihre Freundinn, ſprach er zu der Schönen, mag eine gewaltige Schwätzerinn ſeyn.

„Allerdings! verſetzte jene. Sie iſt die Tochter von einer meiner Hofmeiſterinnen; denn ich bin zum wenigſten eine Prinzeſſinn.“

Ohne allen Zweifel! ſprach der Prinz. Aber dem guten Kinde da, ſieht man's ſchon an, daß ſie nicht weit her iſt. Doch ich bitte Sie, darf man fragen, wohin ihr Weg geht?

„Ich reiſe, um mich zu bilden“ erwiederte die Prinzeſſinn.

O Sie belieben zu ſpaßen, hob Afranor an. Man muß reiſen, um Sie ſehen zu laſſen. Es wird Leute genug geben, die Sie bilden werden, ſo viel

es Ihnen gefällt. Und Sie, mein schönes Kind, wendete er sich zu der Häßlichen, was wollen denn Sie?

„Ich will in fremden Ländern mein Glück zu machen suchen.“

Schön! rief der Prinz, dafür wird Ihnen ihr Land Dank wissen.

Das Gespräch ging noch einige Minuten in diesem Tone fort. Aber wer ist die Schöne? Ohne Zweifel Bellanire, und ihre häßliche Begleiterinn niemand, als ihre Sylphide. Gerade das Gegentheil. Bellanire war kaum mit der Sylphide über die Grenzen gekommen, als diese sie fragte, ob sie lieber vollendete Dummheit, oder bei vollendeter Häßlichkeit den feinsten Verstand besitzen wolle. Bellanire ward durch die Frage nicht wenig in Verlegenheit gesetzt, und erbat

ſich vier und zwanzig Stunden Bedenkzeit. Um Schönheit iſt es wohl eine hübſche Sache, ſprach ſie am folgenden Tage zu ihrer Begleiterinn; aber wie erniedrigend iſt Dummheit!

„Wohlan alſo! antwortete die Silphide, ich werde Sie häßlich machen.“

Verzeihen Sie — ich bitte ſehr! rief Bellanire.

„Ich ſehe ſchon, Sie entſcheiden für die Schönheit. Gut! Ich darf Ihnen nur ein Haar ausreiſſen, und ſie werden keinen Menſchenverſtand mehr haben.“

Aber ich bitte Sie, ſprach die Prinzeſſinn, ihre Begleiterinn abhaltend, muß ich denn durchaus häßlich ſeyn, wenn ich Geiſt haben ſoll?

„Nicht anders, Prinzessinn! Wollen Sie Verstand haben, wie ein Engel, so müssen Sie häßlich seyn, wie ein Pavian... Sagen Sie mir, fuhr die Silphide fort, wünschen Sie Bewundrung zu gewinnen?“

Ja, erwiederte Bellanire.

„Dann müssen Sie schön seyn, hob die Silphide wieder an. Oder wollen Sie vielmehr Liebe erwerben?“

O gewiß! rief die Prinzessinn.

„Dann müssen Sie häßlich seyn“ war die schnelle Antwort.

Sie setzen mich in Erstaunen.

„Ich rede die Wahrheit. Nur die Häßlichen können einer aufrichtigen, dauernden, leidenschaftlichen Liebe versichert seyn. Denn für's erste, macht man ihnen keine Liebeserklärung, ehe man nicht

völlig den Kopf verloren hat; und das ist ein groſser Vortheil für eine Frau. Zum andern werden nur geiſtvolle Männer ſie lieben, während nur Pinſel, von Thorheit und Eitelkeit verleitet, ſich in ſchöne Dummköpfe verlieben. Und endlich: das Auge gewöhnt ſich an Schönheit, wie an Häſslichkeit. Jene wird abgeſchmackt, wenn man ſie ohne Vergnügen betrachtet, dieſe wird gefährlich, wenn man ſie ohne Widerwillen ſieht."

Das hätte ich nie gedacht, ſprach die Prinzeſſinn, daſs nur Häſslichkeit wahre Leidenſchaft erwecken könne.

„Sie hatten keine Erfahrung. Nichts glücklicher, als eine Frau, die häſslich, aber übermäſsig häſslich iſt. Hat ſie Verſtand, ſo wird ihre Häſslichkeit ein Kleinod für ihre Eigenliebe. Der erſte Eindruck entſcheidet freilich gegen ſie; aber

in den folgenden Augenblicken findet sie Entschädigung. Ihre Gestalt, ein Werk des Zufalls, entreißt ihr den Sieg, aber sie ruft ihn zurück, sie gewinnt und fesselt ihn durch den Zauber ihres Geistes, und der hängt ganz von ihr ab. Die Eigenschaften ihres Herzens, die Festigkeit ihres Charakters, der Reiz ihres Umgangs, ziehen einen Schleier über ihr Gesicht und erleuchten ihr Verdienst.“

Nein, ich wanke nicht mehr! rief Bellanire. Welches Bild entwerfen Sie mir! Ich sterbe vor Ungeduld, ehe ich häßlich bin. Ich bitte Sie, machen Sie mich auf's schnellste so häßlich, als Sie können.

„Recht gern!“ antwortete die Sylphide, legte ihre Hand auf Bellanirens Gesicht, murmelte einige Worte, und hielt dann der Prinzessinn einen Spiegel vor.

„Ich hoffe, Sie können ganz zufrieden mit mir seyn.“

O welche Leidenschaften werd ich erwecken! Ich bin scheußlich! rief Bellanire mit einer Art von Entzücken. Die größte Koketterie also hatte sie bestimmt, Häßlichkeit zu wählen.

„Jetzt will ich die Gestalt annehmen, die ich Ihnen würde gegeben haben, wenn Sie hätten schön seyn wollen, und ich will mich so dumm stellen, als Sie gewesen seyn würden, hob die Silphide wieder an. „Sie sollen sehen, ich werde keine einzige Leidenschaft einflößen.“

Nicht lange nach diesen Verwandlungen, begegneten die beiden Frauenzimmer dem Prinzen. Die Prinzessinn fand ihn sehr einfältig, er sie sehr häßlich. Darf man wissen, wohin ihre Reise geht? fragte sie ihn.

„Dahin, wo ich Sie, meiner Treu! nicht finden werde — zu dem Tempel der Liebe.“

Wie? fuhr die Prinzessinn fort, der ihr Verstand den Mangel an Erfahrung ersetzte: Sie gehen vorsetzlicher Weise zu dem Tempel der Liebe?

„Nicht anders; ich bin Willens, verliebt zu werden.“

O glauben Sie mir, sprach Bellaire, man wird's nur, wenn man's nicht werden will.

„Wissen Sie denn wohl, daß Sie mir da eine verdeckte Liebeserklärung machen? erwiederte der Prinz.“ Aber merken Sie sich's, alle ihre Vorschritte werden Sie keinen Schritt voran bringen. Wenn's noch die Prinzessinn da wäre!

Die

Die kann man nicht anſehen, ohne ſie zu lieben.“

Nun, wie wollen Sie mich denn von ihrer Liebe überreden? hob die Silphide an. Sie haben mich ja nicht einmal nach meinem Nahmen gefragt.

Der Menſch hat keine Lebensart, ſprach Bellanire.

„Ich muß geſtehen, erwiederte Aſtanor, ich wagte es nicht, mir die Freiheit zu nehmen.“

In der That, fiel Bellanire ein, wenn das eine Freiheit heißt, jemand um ſeinen Nahmen zu fragen, ſo gibts andere Dinge, die man weit eher ſo nennen könnte.

Der Prinz näherte ſich der Silphide. „Schade, daß die Tochter ihrer Hofmeiſterinn ſo ſcheußlich iſt. Es fehlt ihr nicht

an Geist; aber wahrlich, sie ist zu häßlich, häßlicher, als es erlaubt ist.“

Ha! ha! rief die Silphide, mit verdrießlicher Miene, wissen Sie denn, daß man ihr die Erlaubniß gegeben hat, häßlich zu seyn?

Der Prinz sah sie an, und zuckte die Achseln. „In der That, ihre Prinzessinn ist außerordentlich schön, sprach er darauf zu Bellaniren, aber doch auch gar zu dumm.“

Bellanire antwortete mit einem lauten Gelächter, und der Prinz fuhr fort: „Ich sehe nicht, was hier zu lachen wäre! Meiner Treu, eine allerliebste Reisebekanntschaft! die Eine wagt man nicht anzusehen, und mit der Andern kann man nicht reden. Meine Damen, setzte er rasch hinzu: „ich wünsche Ihnen glückliche Reise. Aber ich eile zu meinem Ziele, drum

nehmen Sie's nicht übel, daß ich ſie nicht weiter begleite."

Wie nun? ſprach die Silphide, als Aſranor fort war: iſt die Bewunderung, die ich ihm eingeflößt habe, nicht ſehr ſchmeichelhaft?

„Das überraſcht mich gar nicht, erwiederte Bellanire. Sie beſitzen das Talent der Dummheit in einem außerordentlichen Grade. Sie ſind das erſte — Bildniß in der Welt."

Sie wünſchen alſo zu bleiben, wie Sie ſind? fuhr die Silphide fort.

„Wie können Sie zweifeln? verſetzte die Prinzeſſinn. Ich gefalle mir in meiner Häßlichkeit, ſeit ich ihre Dummheit vor Augen habe."

Mit dieſen Geſinnungen dürfen Sie ganz ſich ſelbſt überlaſſen bleiben. Wichtige

Angelegenheiten rufen mich in's Reich der Sylphen zurück. Aber nehmen Sie vor unserer Trennung noch einen Beweis meines Vertrauens. Hier sind zwei Fläschchen. Wollen Sie selbst die Erfahrung machen, wie wenig Schönheit ohne Verstand nütze, so reiben Sie das Gesicht mit drei Tropfen von dieser Essenz, und Sie werden bezaubernd schön, aber unglaublich dumm seyn. Haben Sie Lust, ihren Verstand auf Kosten ihrer Gestalt wieder zu erlangen, so nehmen Sie drei Tropfen aus dem andern Fläschchen, und Sie werden, was Sie jetzt sind. Aber hüten Sie sich, das erste Fläschchen zu zerbrechen. Sie würden ihre natürliche Gestalt wieder bekommen, wenn die Essenz verflöge; und wäre etwa ein Verwandelter zugegen, so würde die Bezauberung verschwinden, und auch er in seiner wahren Gestalt erscheinen.

Nach diesen Worten nahm die Sylphide Abschied. Sie rieth der Prinzessinn,

ihren Nahmen zu ändern, und ſich Phil-liride zu nennen. Philliride dankte ihr, und empfahl ſich ihrem fernern Schutze.

Langſam ſetzte unſere Reiſende ihren Weg fort. Sie ſchämte ſich ihrer Häſſlichkeit nicht, weil ſie niemanden begegnete. Endlich aber kam ein Wanderer auf ſie zu, betrachtete ſie einige Augenblicke, und rief dann mit lebhafter Freude: Gefunden, gefunden iſt ſie! Welches Kleinod für unſere Königinn! In der That, fuhr er fort, ſich zu ihr wendend: es iſt ein Glück für Sie, ſo häßlich zu ſeyn; denn ohne Schmeicheley, ich habe nie etwas ſo häßliches geſehen.

„Ich wüßte nicht, antwortete Philliride, warum Sie deswegen mein Glück ſo ſehr rühmen wollten.“

Wie? hob jener wieder an, Sie wiſſen wohl nicht, daß Sie gerade ihrer Häßlich-

keit das größte Glück verdanken werden? Wahrlich, nie hab' ich ein Gesicht gesehen, das so sehr für eine Hofdame paßte. Seit drei Jahren durchreise ich, auf Befehl der Königinn, die Welt, ein Frauenzimmer zu suchen, das scheußlich genug ist, um die Freundschaft unserer jungen Prinzessinn zu gewinnen. Ich habe bisher nur solche gefunden, an welche man sich zur Noth gewöhnt; aber Ihre Häßlichkeit wird stets den Reitz der Neuheit haben. Wie verlangt's mich, Sie der Prinzessinn vorzustellen! Sie sind — zum Entzücken häßlich!

„Glauben Sie mir, ich schätze diesen Vorzug nach Gebühr, antwortete Philiride. Ich bin von Erkenntlichkeit durchdrungen. Doch — darf ich um den Nahmen der Königinn und ihrer Prinzessinn Tochter bitten?"

Ich stehe zu Befehl, sprach der Wanderer. Unsere Königinn heißt Ungereimt,

und Sr. Majeſtät der König iſt der berühmte Prinz Unbedeutſam.

„In der That, die Nahmen verſprechen viel“ rief Philiride.

Und halten Wort, dafür ſteh' ich, erwiederte der Fremde.

„Und die Prinzeſſinn?“

Sie heißt Prinzeſſinn Hinundher.

„Vermuthlich iſt ihr irgend ein Fürſtenthum zu ihren kleinen Ausgaben angewieſen? fragte Philiride.

Ein ganz hübſches, aber bei weiten nicht hinlänglich für eine ſolche Königstochter. Unſere Prinzeſſinn iſt ſehr ſchön, müſſen Sie wiſſen, und hat deshalb viele Liebhaber. Bei ihrer vortrefflichen Gemüthsart iſt ſie ungemein gütig gegen alle; aber ihr Unſtern will's, daß ſie keinen feſt halten kann. Ihre Hofdamen haben ſie ihr

alle geraubt; darum hat sie sich entschlossen, künftig nur eine Einzige zu haben, und zwar eine solche, die ihr keine Eifersucht erwecken kann.

Während dieses Gespräches kamen beide zu dem Pallaste der Königinn Ungereimt. Alles verrieth hier den Charakter der Bewohnerinn. Die Tapeten waren von Sammt, die Wolkenvorhänge über den Fensterbogen von bunter Leinwand; Schirme vor Oefen und Kaminen, die eingeheizt wurden; Vorhänge vor allen Thüren, und alle Fenster offen. Psilidie erstaunte über diese Einrichtungen. Sie sah nirgend einen Sessel, nirgend einen Stuhl, und fragte ihren Führer um die Ursache. — Unsere Königinn ist die Güte selbst, antwortete er. Sie will durchaus nicht, daß jemand aufrecht vor ihr stehen soll.

„Man setzt sich also wohl auf die Erde?“

Sie müſſen ſehr geiſtvoll ſeyn, um das zu errathen, verſetzte der Führer, als er mit der Fremden vor den Zimmern der Königinn ankam.

Es war ein kalter Tag. Die Königinn ſtand mit ihrer Tochter auf dem Balcon. Ihr Kleid war von grünem Taft, mit Zobelſchwänzen verbrämt. Um ſie her waren dreißig Höflinge, wovon ſechs und zwanzig den Schnupfen hatten. Die herrſchende Krankheit!

Das häßliche Geſchöpf! riefen alle, Philiriden erblickend. Näher! ſprach Prinzeſſinn Hyazinthe. Ich mag Sie wohl zu meiner Hofdame; ihre Phyſiognomie iſt mir ganz recht.

„Gnädigſte Prinzeſſinn, ich habe eben ſo gut eine, als andere Leute" antwortete Philiride. — Sie hatte beſchloſſen, ihren Verſtand nicht halb merken zu laſſ

sen, um desto mehr Glück am Hofe zu machen. Nur der Reiche sucht sein Vermögen zu verbergen.

Noch an demselben Tage trat Philiride ihr Amt an. Ihre erste Sorge war, den Charakter beider Majestäten und der Prinzessinn zu erforschen. Die Königinn hatte tugendhafte Grundsätze, und übte keine Tugenden. Bei den besten Gesinnungen, betrug sie sich sehr übel. Sie wollte Freunde haben, und konnte nur Liebhaber finden. Ihr kaltes Herz und ihre lebhafte Einbildungskraft durchkreuzten sich fast immer. In manchen Augenblicken hielt sie jenes für zärtlich gestimmt; aber diese bekam eine neue Richtung, und nun löste die Königinn gleichgültig ein Band, das sie aus Neigung geknüpft hatte. Sie haßte ihren Mann, weil sie ihn einfältig fand, und liebte manchen weit Einfältigeren, weil er — nicht ihr Mann war.

Dieſer gute Mann führte ſeinen Nahmen mit dem größten Rechte. Er ſagte ſehr freie Dinge, und nahm ſich keine Freiheiten, folgte immer der Meinung der Königinn, die nie ſeiner Meinung war. Niemand hatte ſo bewundernswürdige Geſchicklichkeit, Spieltiſche in Ordnung zu bringen, Karten zu geben, Fächer aufzuheben, zu ſagen, daß man ausſichte, beim Anfange der Tafel vorzulegen, und am Ende in ſanften Schlummer zu ſinken. Kurz: er war der Erſte, der Eifrigſte, der Unterwürfigſte, der Gemißhandeltſte, unter allen — Kammerdienern in ſeinem Pallaſte.

Prinzeſſinn Hinundher — Aber wie kam ſie doch zu dem wunderlichen Nahmen? Darüber gab's getheilte Meinungen. Einige behaupteten, ſie heiße ſo, weil ſie die Frucht einer flüchtigen Neis

gung sey; andere fanden die Ableitung viel zu gezwungen, und wollten den Entstehungsgrund des Nahmens lieber in den eigenen Neigungen der Prinzessinn suchen. Wer sie kannte, stimmte den letztern bei. Aber man muß billig urtheilen. Es war Werk ihrer Erziehung, daß sie so oft mit ihren Liebhabern wechselte. Die Königinn Mutter hatte ihr unaufhörlich gesagt, die Tochter eines Königs, eines Fürsten, eines Grafen, ja selbst eines Freiherrn, müsse sorgfältig jeden meiden, der ihr ein Wort von Liebe sage, und nur denjenigen freundlich begegnen, der Achtung gegen sie zeige. Die Prinzessinn gab bald Beweise von ihrer Gelehrigkeit. Ein Paar junge Herrn verliebten sich in sie. Der Eine machte ihr eine förmliche Liebeserklärung, worin sich das geächtete Wort nur zu oft hören ließ; aber höchlich entrüstet, verbannte die Prinzessinn ihn auf immer aus ihren

Augen. Der Andere ſagte ihr ganz offenherzig, ſeine Gefühle wären auf die reinſte Achtung gegründet, und ihr tugendreiches Herz ward dadurch ſo erweicht, daß ſie ihn glücklich machte. Aber giebt's denn wohl vollkommenes Glück! Im Rauſche des Entzückens ſagt der gute Prinz, oder wer er ſonſt war, ein wenig zu dithyrambiſch, nichts gleiche ſeiner feurigen Liebe. Die Prinzeſſinn ward alsbald empört, und fragte mit ſtolzem Blicke: „Ich möchte wohl wiſſen, mein Herr, wofür Sie mich halten? Sie führen da ſehr ſeltſame, ſehr unziemliche Reden. Bisher haben Sie ſich in den Schranken der Ehrerbietung gehalten, die Sie jetzt auf einmal verlaſſen. Sehen Sie; denn Sie ſollen wiſſen, ich mache auf Achtung Anſpruch, und es behagt mir nicht, daß man mich liebe.“

Das heißt doch Grundſätze haben!

Da sieht man, wie nothwendig Erziehung den Kindern ist.

Philiride wußte sich sehr wohl in die Prinzessinn zu schicken, und gewann bald ihr ganzes Zutrauen. Meine Liebe, sagte Hiuwdher eines Tages zu ihr: ich wünsche heute Abend einen jungen Fremdling unter vier Augen zu sprechen. Sie werden ihn in mein Zimmer führen.

„Ohne Zweifel achtet Sie dieser Fremdling, gnädigste Prinzessinn?" fragte Philiride.

So sagt er mir, und Sie können nicht glauben, wie vielen Werth eine solche Versicherung für mich hat... Sagen Sie mir doch, Philiride, achtet man Sie auch?

„Ehe ich die Pocken gehabt hatte, achtete man mich gar sehr" erwiederte Philiride.

Ei das iſt zum Erſtaunen! rief Hinundher. Ich hätte nie gedacht, daß Achtung und Pocken irgend etwas mit einander zu ſchaffen hätten.

„Ich glaubte es eben ſo wenig, aber die Erfahrung hat mich vom Gegentheile überzeugt. Seit jener unglücklichen Zeit achtet man mich nicht mehr.“

Ich aber, fiel die Prinzeſſinn ein, ich achte Sie darum nicht weniger, und liebe Sie deſto mehr.

Sobald die Geſchäfte des Putztiſches abgemacht waren, erſchien der junge Fremdling. Wer den verwandelten Aſrafnor mit ſeinem neuen Nahmen in ihm errath, der irret nicht. Mit Erſtaunen erkannten Philiride und der Prinz ſich wieder. Er fragte nach der ſchönen Einfältigen. Philiride verſprach, ſie ihm in der größten Heimlichkeit zu zeigen, weil die Prinzeſſinn nichts Schönes an ihrem

Hofe dulde. Prinz Zemir-Afranor verließ sie darauf, um die Prinzessinn — zu achten.

Philiride hohlte indeß ihr Schönheits-Fläschchen. Sogleich verlor sie Häßlichkeit und Verstand, und behielt gerade nur so viel Geist, um noch fühlen zu können, daß sie ihn gehabt habe, und ihn jetzt nicht mehr habe. Mit Ueberraschung sah Zemir die schöne Einfältige, als er aus dem Gemache der Prinzessinn trat. Er war aber damals in der Stimmung, Ueber dem Geistvollen, als dem Schönen seine Huldigung darzubringen, und — vermißte Philiriden. Schon fing er an, sie nicht mehr so häßlich zu finden, während er die andere noch eben so dumm fand.

Am folgenden Morgen erschien Philiride wieder in ihrer gewöhnlichen Gestalt,

und

und ihr Geiſt belebte noch ihre Munterkeit, als Zemir ihr geſtand, die ſchöne Prinzeſſinn habe ihm entſetzliche lange Weile gemacht. Ja, fügte er hinzu, ich würde ihre Schöne mit Entzücken betrachten, wenn ſie nur nie ſpräche; Sie aber wollte ich wohl anſehen, wenn Sie nur immer redeten.

„Nun, da giebt's ja wohl einen Ausweg, antwortete Philiride. Ich will die ſchöne Prinzeſſinn mahlen laſſen, und Ihnen das Bildniß geben. Sie betrachten es, während Sie mich anhören; ſo ſehen Sie die Prinzeſſinn, ohne Sie zu hören, und hören mich, ohne mich zu ſehen. Dabei, dächt' ich, führen wir alle drei am beſten.“

Der Vorſchlag ward ausgeführt. Bei der erſten Unterhaltung betrachtete der Prinz das Bildniß mit Aufmerkſamkeit.

Am folgenden Tage waren seine Blicke zwischen dem Bildnisse und Philiriden getheilt, ein andermal zog sie Philiride auch wohl ganz auf sich, bald nachher brauchte der Prinz das Bildniß gar nicht mehr, und endlich — gab er es ihr zurück. Das galt nicht weniger, als eine Liebeserklärung. O wie süß ist's, Liebe zu erwecken, wenn man häßlich ist!

Philiridens Unterhaltungen machten den Prinzen immer aufmerksamer auf seine Lächerlichkeiten, und ihr selbst gab ihr Verstand die Mittel, sich die Fehler abzugewöhnen, die sie als Bellanire gehabt hatte. Aber beide erwartete noch eine eindringendere Belehrung.

Prinzessinn Hinundher machte eine Reise in die Nachbarschaft. Ob's irgend ein kleiner Hof war, oder ein Belustigungsort, darüber findet sich so wenig Auskunft, als über die Lage. Hier

gab's Feſte genug, wenn auch keine Fröh-
lichkeit, Herzensgeheimniſſe, die alle Welt
kannte, Lärm ohne Vergnügen. Hier
entfloh man der langen Weile nur dadurch,
daß man ſich ſelbſt entfloh, und fand
nur im unaufhörlichen Wechſel ein Bewah-
rungsmittel gegen Neigungen. Verliebt
waren die jungen Weiber, aber ſie lieb-
ten nicht. Sah man, wie ſie ſich in Zer-
ſtreuungen herumwarfen, ſo ließ man ſich
kaum überreden, daß ſie doch ohne alle
Lebhaftigkeit wären. Hatten ſie ſich aus
Eitelkeit mehr, als durch Zuneigung ver-
leitet, Liebhaber gewählt, ſo ergaben
ſie ſich — aus Gefälligkeit, ohne daß
ihr Herz ſich ſonderlich darum bekümmer-
te. Was die jüngern waren, wollten
auch die älteren noch ſeyn. Sie verga-
ßen, daß nichts ſo alt ausſieht, als Schä-
kerei und Liebesſcherze bei einem alten Ge-
ſichte, und daß man verſtändig reden
müſſe, wenn man niemand — den Ver-

ſtand mehr verlieren machen kann. So waren dort die Weiber; und die Männer, die ſich unter ihnen herum trieben, paßten für ſie. Je gezwungener und verkünſtelter man war, deſto gewiſſer konnte man auf Beifall rechnen. Nicht Annehmlichkeit, ſondern die Zahl leichter Siege beſtimmte männliches Verdienſt; Unverſchämtheit galt für Gefühl, roher Leichtſinn für Geiſt, und unbeſonnenes Weſen für Lebhaftigkeit.

Philiride mußte die Prinzeſſinn begleiten. Man ſollte ſich über ſie luſtig machen; aber ſie war häßlich, und alle jene Frauen wurden ihre Freundinnen. Die Prinzeſſinn war reitzend, und alle wurden ihr feind. Wie kann man auch einen guten Charakter haben, wenn man — ſo ſchöne Augen hat? Bei Philiriden aber durfte man das beſte Gemüth von der Welt vorausſetzen.

Zemir behielt die Gunſt der Prinzeſ-

ſinn nicht allzulange, wie ſich leicht errathen läßt. Es gab hier ja friſche Rekruten. Er bekam förmlich ſeinen Abſchied, und ertrug ſein Schickſal mit gutem Anſtande. Nie wollte er die Prinzeſſinn wiederſehen, doch nie auch Böſes von ihr reden. Mochte er's damals ſchon fühlen, oder nicht, aber wahr bleibt's, man ſtraft ſich ſelbſt mehr, als man ſich rächet, wenn man aufhört — männlich zu handeln. Die gefällige Prinzeſſinn bewarb ſich fortan ſo eifrig um Achtung, daß ihre königlichen Aeltern froh waren, ſie mit Ehren einem kleinen Prinzen zu vermählen, den ſie in ihrem Leben nicht geſehen hatte. Die Geſchichte ſchweigt von nun an über beide, und wer kann's wiſſen, ob ſie ihm dadurch Unrecht thue, da ſie von ihm überhaupt nichts geſagt hat.

Zemir ward indeß immer näher zu Philiriden hingezogen, und ſie liebte ihn

mehr, als sie wollte. Liebt eine Häßliche einmal, so liebt sie heftig. Die immer rege Besorgniß, nicht zu gefallen, gibt ihr lange Kraft zum Widerstande gegen ihre Leidenschaft; aber wenn sie dieselbe nicht besiegen kann, so muß ihre Liebe stärker seyn, als ihre Eigenliebe. Eine lebhafte Regung von Eifersucht verrieth es Philiriden, wie mächtig die neue Empfindung sie beherrschte. Mit Schmerz und Ueberraschung hörte sie, Je, mir gefalle einer fremden Prinzessinn, die Bellanire hieße. Sie wußte nicht, daß irgend eine Prinzessinn in der Welt ihren Nahmen habe; aber wie sehr erstaunte sie, als sie sah, daß die Fremde sogar — ihr Gesicht hatte. Ueberrascht fand sie hier ihre Züge, ihren Gang, ihre Stimme wieder, und mit Beschämung — alle ihre Fehler. Bei jeder Unbesonnenheit, die diese Bellanire beging, bei jedem albernen Worte, das sie sagte,

erröthete Philiride und ſie erröthete oft. Nur dieſe Geſtalt wünſchte ſie ſich, weil Zemir Gefallen daran zu finden ſchien. Eines Tages war ſie im Begriff, ihm etwas darüber zu ſagen, als Bellanire hinzu kam, und die Unterhaltung ſtörte. Bellanire lenkte das Geſpräch auf Geſichtszüge. Glauben Sie wohl, ſprach Philiride, daß ich Ihnen einſt ganz ähnlich war?

„Wirklich? antwortete Bellanire. Nun, wenn Sie dieſes Geſicht im Tauſche bekommen haben, ſo ſind Sie gewaltig bevortheilt worden, dächt' ich... Doch es iſt ſchon ſpät, ſetzte ſie nach einer Pauſe hinzu, und es wundert mich, daß Afranor noch nicht da iſt. Wir wollten uns hier treffen.“

Afranor? Wie, Afranor iſt hier? riefen Zemir und Philiride zugleich.

„Allerdings iſt Afranor hier, erwiederte Bellanire mit Kälte. „Aber wie verwirrt Sie alle beide ſind! Zemir,

wären Sie gar eifersüchtig? Sie haben gar keine Ursache, sage ich Ihnen; ich kenne nichts alltäglicheres, als dieses Herrchen. Er ist eitel, hat ein frostiges Herz, ein linkisches Wesen, und selbst seine Lächerlichkeiten sind nicht ungezwungen und natürlich. Schon drei Jahre will er sich in der Welt herum getrieben haben; aber auch das halt ich für Anmaßung, es sieht mir aus wie ein Geck von gestern her.“

Zemir schwieg, betroffen über die Wahrheit der Schilderung. Philiride knüpfte das Gespräch wieder an. Gerade so hab' ich von ihm reden gehört, sprach sie. Man lobt nur seine Gestalt.

„Sie haben alle Ursache, gut davon zu sprechen, versetzte Bellanire. Denn können Sie sich's denken, er interessirt sich für ihre Gestalt! Er wünscht Ihnen vorgestellt zu werden, mit einem Worte: er ist in Sie verliebt.“

Verliebt? rief Zemir in dem Augenblicke, als Afranor wirklich erſchien. Philiride erkannte ihn. Er war mehr als je — Afranor, und der arme Zemir wußte ſeine Verlegenheit kaum zu verbergen. Iſt es möglich, ſprach er zu ſich ſelbſt, ſo eingebildet, ſo albern wäre ich geweſen? Ach ja wohl! So dacht' ich, ſo ſprach ich; gerade ſo unbeſonnen, ſo prahleriſch, ſo unbeſcheiden bin ich geweſen. Ich finde mich in ihm wieder, aber zum Glücke find' ich ihn nicht mehr in mir.

Alle vier blieben noch eine Stunde zuſammen. Bellanire und Afranor ſagten Ungereimtheiten, Philiride und Zemir machten Betrachtungen. Bald ſprach jedermann nur von den lächerlichen Anmaßungen und den Thorheiten der beiden Fremden, und jeden Tag gab es etwas Neues zu erzählen. Sie beſchäftigten alſo ſo ſehr, daß niemand auf die gewöhnlichen Lächerlichkeiten Anderer merkte. Und

wirklich, wenn man einen dummen Streich gemacht hat — was kann man mehr wünschen, und was wird in der That öfter erfüllt, als daß jemand durch eine auffallendere Thorheit ihn vergessen mache?„

Zemir ward über diesen Afranor sehr unruhig. Was konnte schmeichelhafter für Philiriden seyn? „Seyn Sie unbesorgt, sagte sie zu dem Prinzen: die Liebe, die er gegen mich verräth, ist blos eine List. Ein Stutzer, wie er, scheint nur darum der Häßlichkeit Antheil zu weihen, um sich bei den Schönen in Ruf zu setzen.“

Aber siehe da! sie hatte doch Unrecht. Plötzlich ward sie von einer Wolke verhüllt. Zemir sahe sie nicht mehr, aber er hörte noch Afranor's Stimme. „Zemir! rief er, ich raube Dir Philiriden. Du bist ihrer nicht würdig. Nimm zur Entschädigung Bellanire.“

Zemir machte wirklich ein recht einfältiges Gesicht, so wenig einfältig er noch

war, als man ihm Philiriden entführte, ohne daß er den geringsten Widerstand leisten konnte. Er hatte sich kaum von seiner Ueberraschung erhohlt, als Bellanire zu ihm trat. „Ei das ist hübsch, sich so seine Freundinn entführen zu lassen, sprach sie. Das muß Ihnen in der Welt Ehre machen, und erfährt man das Geschichtchen, so werden Sie bei den Frauen vortreflich zum Ziele kommen.“

Verzeihen Sie mir, daß ich's Ihnen freimüthig sage, ihre Scherze taugen nicht viel, erwiederte Zemir. Mein Ziel ist nur, Philiriden wiederzufinden.

„Ich fürchte, Sie werden es weit zu suchen haben.“

Eben deswegen geh' ich sogleich, sprach Zemir, sich schnell entfernend. — Aber er war zu Fuße, jetzt wo er sich Flügel wünschte, oder wenigstens den luftigen Wagen seines Freundes Telmais. — O Telmais! rief er, hast Du mich verlas-

sen?.. Telmais erschien sogleich, aber er war ebenfalls zu Fuße. Ich verlasse Dich nicht, sprach er, Du sollst meinen Rath haben.

„Den verlange ich nicht, antwortete Zemir ungeduldig. Sie werden sehr gesprächig, wenn ich nichts hören mag, und Sie kommen zu Fuße, wenn ich einen Wagen brauche. Aber wollen Sie mir denn ja rathen, fuhr er fort, so sagen Sie mir, wohin soll ich gehen!"

Zu dem Tempel der wahren Liebe! rief Telmais, und verschwand.

Ei, Freund Telmais, dein Rath bringt mich keinen Schritt weiter, sprach Zemir nach einer Pause. Den Tempel suche ich seit zehn Jahren vergebens. Lustempel genug hab' ich gefunden, und Frauen dazu, die man ohne alle unruhige Bewegung lieben, ohne Kummer verlassen konnte. Vom Tempel der wahren Liebe sagt mir alle Welt und niemand

weiß ihn mir zu zeigen. Wahrlich, die Gottheit muß nicht zum besten wohnen!

Unter traurigen Betrachtungen, unter schmerzlichen Träumereien machte Zemir noch einen langen Weg, bevor er eine Wildniß erreichte, wo es nichts, als Gesträuch und Felsen gab. Er sann, seufzte, fühlte lange Weile, und entschlief endlich. Eine sehnsuchtsvolle, unterirdische Stimme erweckte ihn endlich. „O ich Unglückliche! rief sie, heute soll ich Afranorn meine Hand geben, und dem geliebten Zemir entsagen!“

Träum' ich? sprach Zemir. Hör' ich Philiriden, die ich überall suche, und nur in meinem Herzen finde?

„Wie?“ antwortete Philiride. „Zemir, Sie sind da? Wollen Sie Zeuge meines Unglücks seyn? Fliehen sie schnell! Sie können die höhere Macht nicht besiegen, die mich in dieser Grotte gefesselt hält, und meine Bande nur lösen will, um mich mit Afranor'n zu verbinden.“

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als in einem glänzenden Wagen Asranor mit Bellaniren herabstieg. Die Grotte öffnete sich. Mit Ketten beladen und in Thränen schwimmend, war Philiride noch immer so häßlich wie sonst, und Zemir war noch immer so verliebt. Zemir, sprach Bellanire, Sie suchten überall vergebens den Tempel der wahren Liebe; wohlan denn, gehen Sie mit Bellaniren zu — Hymens Tempel. Und Sie, Philiride, geben Asranor'n ihre Hand.

„Nein, antwortete Philiride, nein, ich kann nur Zemir'n lieben, nur ihm meine Hand geben!"

Sey es denn! hob Bellanire wieder an. Aber hören Sie die Bedingung. Ich bin an meine Schönheit gewöhnt, und fange an, meine Fehler zu erkennen. Wollen Sie, durch Hülfe eines Genius, der mich schützt, ihren Verstand mir abtreten, so gebe ich Ihnen meine Gestalt, und Zemir wird der Ihrige.

„Nein, erwiederte Philiride, dazu bekommen Sie nie meine Einwilligung, und wenn ich Zemir'n mit ihrer Geſtalt lieber wäre, ſo würd' ich ihn meiner Hand für unwerth achten. Ich darf nur wollen, und ich werde ſchön; dieſes Fläſchchen gibt mir die Macht, aber ich müßte beſſere Eigenſchaften aufopfern. Sie, Zemir, Sie haben ſelbſt die Erfahrung gemacht; ſuche ſie fort, ſich zu ihm wendend: denn ich war die ſchöne Einfältige."

O ſo ſey denn unmöglich, daß Sie es je wieder werden! rief Zemir. Mir dieſes Fläſchchen! Hier liegt es zu meinen Füßen.

Die Wundereſſenz verflog. In demſelben Augenblicke bekamen Philiride und Zemir ihre natürliche Geſtalt wieder, und ſie erkannten die Silphide und den Feuergeiſt Telmais in jenen beiden, die bisher ihre Doubletten geweſen waren.

„Wie nun, Afranor, hob Telmais an, wollen Sie noch Bekantirens Hand zurückſtoßen? Wollen Sie noch Afranor'n ver-

schmähen, Bellanire? . . Jetzt seyd Ihr beide einander würdig. Sie sind jetzt des Geschenks der Schönheit werth, Bellanire, und werden nie vergessen, daß sie Zierde und nicht Verdienst ist."

Vortreflich! sprach Afranor. Zwei Punkte des Orakelspruches sind erfüllt. Ich bin kein Thor mehr, und eine häßliche Prinzessinn ist schön, wie Bellanire geworden, aber — wo find ich den Tempel wahrer Liebe?

„Sie können ihn verkennen? fragte Telmais. Er ist überall, wo sich treue Liebende finden . . O Afranor, Liebe umgibt Sie hier, Liebe ruft und sucht Sie, Liebe durchdringt ihr Inneres — und Sie können fragen, wo sie sey?"

Afranor und Bellanire sahen sich an, und während Telmais und die Silphide sie umfaßten, sagten sich's die Blicke der Glücklichen, in ihren Herzen sey der Tempel der wahren Liebe.

II.

Der Blinde und sein Hund.

Tiflos, der Sohn eines mächtigen Genius, war blind gebohren. Er machte seinem Vater, der ja nach Willkühr das Licht austheilte, Vorwürfe über sein Unglück, und schob auf seine Führer die Schuld, so oft er fiel. „Undankbarer! antwortete ihm der Vater, ich will Dir Rede stehen, obgleich ich Dich, statt aller Antwort, vernichten könnte. Es stand nicht in meiner Macht, Dich auch zu einem Genius zu machen, und darum wollte ich Dir alle die Leiden verbergen, die

Dich umgaben. Als Blinder konnteſt Du noch lange und ruhig mitten unter den Gefahren leben, die Dich bedroheten. Iſt Dir aber Dein Leben ſo ganz unerträglich; wohlan, ſo magſt Du in das Nichts zurück kehren, woraus ich Dich hervor gerufen habe.“

Der Gedanke an Vernichtung erſchreckte den Sohn des Genius. Er bat ſeinen Vater, ihm ſeine Klagen zu verzeihen, und das Leben ihm zu laſſen, ſo drückend es ſey. — „Ich vergebe Dir, antwortete der Genius, und Du ſollſt ſehen, wie gränzenlos meine Güte iſt. Dieſer wunderbare Hund ſey fortan Dein Führer. Er weiß alles zu unterſcheiden, was Dir vortheilhaft oder nachtheilig iſt. Folge ihm, verlaß ihn nie; er heißt Fidel, und wird ſich nimmer von Dir trennen.“

Von Dankbarkeit durchdrungen, warf ſich Tiſſos vor ſeinem Vater nieder, der ihn nach einer zärtlichen Umarmung ſeinem neuen Führer überließ. Tiſſos liebkoſete ſeinen Hund; fragte ihn jeden Augenblick um Rath, und that keinen Schritt, ohne ſich von ihm leiten zu laſſen. Er war für das einzige, das er entbehrte, mit allen Gaben des Glücks reichlich entſchädigt; es konnte alſo nicht an Schmeichlern fehlen. Mancher verſicherte ihm ſogar, er habe die ſchönſten Augen von der Welt, und es ſey nur Schade, daß er die kleine Unannehmlichkeit ertragen müſſe, nicht zu ſehen. Aber von der Zeit an, als Fidel ſein Führer war, ließ ſich Tiſſos durch lügenhaftes Lob nicht mehr täuſchen. Einſt kam einer jener Menſchen zu ihm, die ihre Geiſteskräfte zu niedrigen Schmeicheleien mißbrauchen, und überreichte ihm ein Lobgedicht. Aber der Hund bellte dem Manne ſchon von

weiten entgegen. Tiflos ließ den Schmeichler abziehen, aber that es doch ungern, denn das Gedicht war ihm sehr hübsch vorgekommen. Die Schmarotzer, die sich um ihn drängten, hatten ihm gesagt, ein alter Soldat, der in der Nachbarschaft wohnte, gehe oft vorüber, ohne ihn zu grüßen, und es sey sogar wahrscheinlich, daß er nicht mit gehöriger Ehrerbietung von dem Sohne des Genius gesprochen habe. Tiflos, dessen Eitelkeit durch seine Diener und Schmeichler genährt ward, fand sich durch das Betragen des alten Kriegers sehr beleidigt. Aber wie sollte er, der gar keine Gewalt besaß, sich rächen? Er fragte einen berühmten Gesetzverständigen, wie man den stolzen Alten in einen drückenden Rechtshandel verwickeln, und ihn dadurch zwingen könnte, um Gnade zu bitten. Der Rechtsfreund fand tausend Auswege für einen. Er versprach dem Sohn des

Genius, dem Gegner zum Bettler zu machen, und bat nur um einen Vorschuß von funfzig Unzen Goldes. Tiflos wollte sie ihm geben, aber Fidel, der schon lange geknurrt hatte, biß den Gesetzverständigen heftig in die Waden. Der Mann entfernte sich fluchend. Daß doch diese Hundeart ausgestorben ist!

Endlich erschien die schöne Azema. Sie sey das reitzenste Weib in Asien, hatte man dem blinden Tiflos gesagt. Er hörte bald, wie geistreich sie war, und sie wußte ihn zu überreden, sie sey sehr zärtlich. Nur um ihretwillen bedauerte Tiflos jetzt, daß er das Licht der Augen entbehrte; aber sie gab ihm Trost mit der Versicherung, sie habe nur Augen für ihn. Sie war so liebreitzend, der Ton ihrer Stimme so schmeichelnd, ihr Wesen so sittsam, daß Fidel mit dem Schwanze

wedelte, sobald er sie erblickte. Ihre schöne Hand streichelte ihn dafür, und er reichte ihr dankbar seine Pfote. Wer war glücklicher, als der blinde Liebhaber! Je zärtlicher, je leidenschaftlicher Azema sprach, desto lebhafter ward Fidel in seinen Liebkosungen. Endlich liebt mich ein reitzendes Weib! sprach Tiflos, und ihre Zärtlichkeit entschädigt mich für allen Undank, den ich erfahren habe! O mein Vater! ich würde deinen Ruhm nicht beneiden, wäre es mir nur auf einen Augenblick vergönnt, die liebevolle Azema zu besitzen.

Tiflos lag auf dem Polster an Azema's Seite, und überließ sich dem Gefühle seines Glückes, als Fidel, der zu seinen Füßen geschlafen hatte, plötzlich erwachte, und ein lautes Gebell ausstieß. Vergebens befahl ihm Tiflos zu schweigen.

Unwillig streckte er seine Hand aus, um den Störer zu schlagen, und — ergriff einen seiner Sklaven, welchem die treue Azema ihre Liebkosungen widmete. Sein Zorn war groß, wie die Treulosigkeit, deren Opfer er geworden. Er stieß den Sklaven und die Verrätherinn aus seinem Hause, und wollte auch den Hund verbannen, aber Fidel wich nicht, und ertrug geduldig sogar alle Schläge.

Der arme Tiflos glaubte einigen Trost in einem neuen moralischen Werke zu finden, das mit lautem Beifalle aufgenommen war. Er ließ sich einige Stellen daraus vorlesen, und bewunderte die Kraft und Würde, womit dieser Schriftsteller von den Leidenschaften sprach; aber er war selbst noch in einer zu leidenschaftlichen Stimmung, um so bald Beruhigung zu finden. Ha, dieser Mann, der so

kräftig zu schreiben weiß, er wird mich am besten rächen können, dachte Tiflos, und ließ ihn zu sich bitten. Der Weise kam. Der Sohn des Genius bot ihm tausend Unzen Goldes für eine giftige Spottschrift gegen die treulose Ajema, gegen alle die Undankbaren, die ihn beleidigt hatten; und um den Mann desto sicherer zu gewinnen, sagte er ihm viel Schmeichelhaftes über sein neues Werk.

„Ich hätte nicht erwartet, antwortete der Weise mit Ruhe, daß mir mein Buch einen Antrag der Art zuziehen würde; aber es sey, ich nehme euren Vorschlag an, wenn Ihr drei Bedingungen erfüllen wollet. Erstens müßt Ihr mir drei Monate Zeit zu der Schrift lassen; zweitens muß ich Euch alle Tage ein Stück aus dem Buche vorlesen dürfen, das euren Beifall gewonnen hat; und drittens müßt

Ihr mir die tauſend Unzen Goldes vorzuzählen, ſo wie ich ſie brauchen werde.“

Tiſtos nahm alles an. Die Zeit von drei Monaten ſchien ihm ein wenig zu lang zu ſeyn, aber um ſeine Rache doch zu befriedigen, ließ er ſich auch dieſen Aufſchub gefallen. In den erſten Tagen las der Weiſe bloß einige Stellen aus ſeinem Buche, die er mit Bemerkungen begleitete. Allmählig gelang es ihm, dem Sohne des Genius den Werth und das Beruhigende derſelben fühlbar zu machen. Je weiter er kam, deſto anziehender fand Tiſtos die Unterhaltung des Mannes. Auch Fidel, der wieder in Gnaden war, liebkoſete den neuen Freund, und Tiſtos konnte bald den einen ſo wenig als den andern entbehren. Zu ſchnell gingen ihm die Tage vorüber. So bald die Sonne aufgegangen war, ließ er ſich in die

Kammer des Weisen führen, der von nun an nirgend, als bei ihm wohnen sollte. Kaum merkte dieser, daß Tiſos ruhiger geworden war, so bat er ihn um hundert und funfzig Unzen Goldes auf Abschlag der bedungenen Summe. Ein paar Tage später bat er um hundert, dann um zwei hundert, und so von Zeit zu Zeit um gröſſere oder geringere Summen, bis er gänzlich bezahlt war.

Die drei Monate waren indeß bald vorüber, und Tiſos hatte der Spottſchrift noch nicht wieder erwähnt. Eines Morgens trat der Weiſe zu ihm. Tiſos, hob er an, dieß war das beſte, was ich thun konnte, um Euch an der Menſchheit zu rächen. — Bei dieſen Worten drängten ſich viele Menſchen, die mit dem Weiſen hereingekommen waren, um den blinden Sohn des Genius, deſſen Beine ſie um-

faßten. Was wollen diese Menschen? sprach Tiflos. Was bedeuten ihre Liebslosungen? Es scheinen ihrer viele zu seyn, und mein Hund hat noch gar nicht gebellt. — Fidel berührte jeden auch nur leise mit der Zunge, und kam zu seinem Herrn zurück, ihm die Hände zu lecken.

„Der Erste von diesen Menschen, die Euch ihren Dank bringen, erwiederte der Weise, ist ein Kaufmann, der durch unvorhergesehenen Verlust herabgekommen war, der zweite ein braver Handwerker, der eine zahlreiche Familie nicht ernähren konnte, dieser hier ein edler Kriegsmann, der nach vierzig Dienstjahren — betteln ging, weil er sein Vaterland liebte, und freimüthig gegen Mißbräuche gesprochen hatte; jener, der sich bescheiden zurück zieht, ist ein braver Diener, der lange den Lastträger machte, und zuletzt Almo-

sen suchte, um seinem unglücklichen Herrn Erleichterung zu schaffen. Und so alle, die hier um Euch stehen, verdanken Euch ihre Ehre oder ihr Leben, denn die tausend Unzen, die Ihr mir gabt, habe ich nach ihren Bedürfnissen unter sie vertheilt. Wohlan, meine Freunde, fuhr der Weise zu seinen Begleitern fort, umarmt euren Wohlthäter!.." Das Freudengeschrei der Dankbaren verdoppelte sich, und ihre Thränen flossen. O mein Freund! sprach Tisos zu dem Weisen, Ihr laßt mich ein Glück genießen, das ich noch nie empfunden habe, das fast zu viel für mein Herz ist... O Vater, o mächtiger Genius, der mir das Leben gab, laß mich nur einen Augenblick die Menschen sehen, die um mich sind, und ich werde zufrieden sterben.

Kaum hatte Tisos diese Worte gesprochen, da erschien sein Vater in einem

Lichtglanze, und die Dunkelheit wich von den Augen des Blinden. Was ſah ſein erſter Blick! Eine Menge von Unglücklichen, deren erſte Bewegungen Freude, Verlegenheit, Liebe und Dankbarkeit ausdrückten. Einige ſchloſſen ihn in ihre Arme, andre drückten ſeine Hände an ihre Lippen, und die Schüchternſten, aber nicht weniger Dankbaren, umfaßten nun ſeine Knie.

O welcher ſelige Augenblick! rief er. O mein Vater, warum habt ihr mir ſo lange den ſüſſen Genuß entzogen? — „Mein Sohn, antwortete der Genius, er ward dir gegeben, ſobald du ſeiner würdig wareſt. Deine entnervte, in Lüſten erſchlaffte Seele wäre unfähig geweſen, die Empfindung zu genießen, die Du in dieſem Augenblicke fühleſt; hätteſt Du in andern Stunden dieſelben Gegenſtände

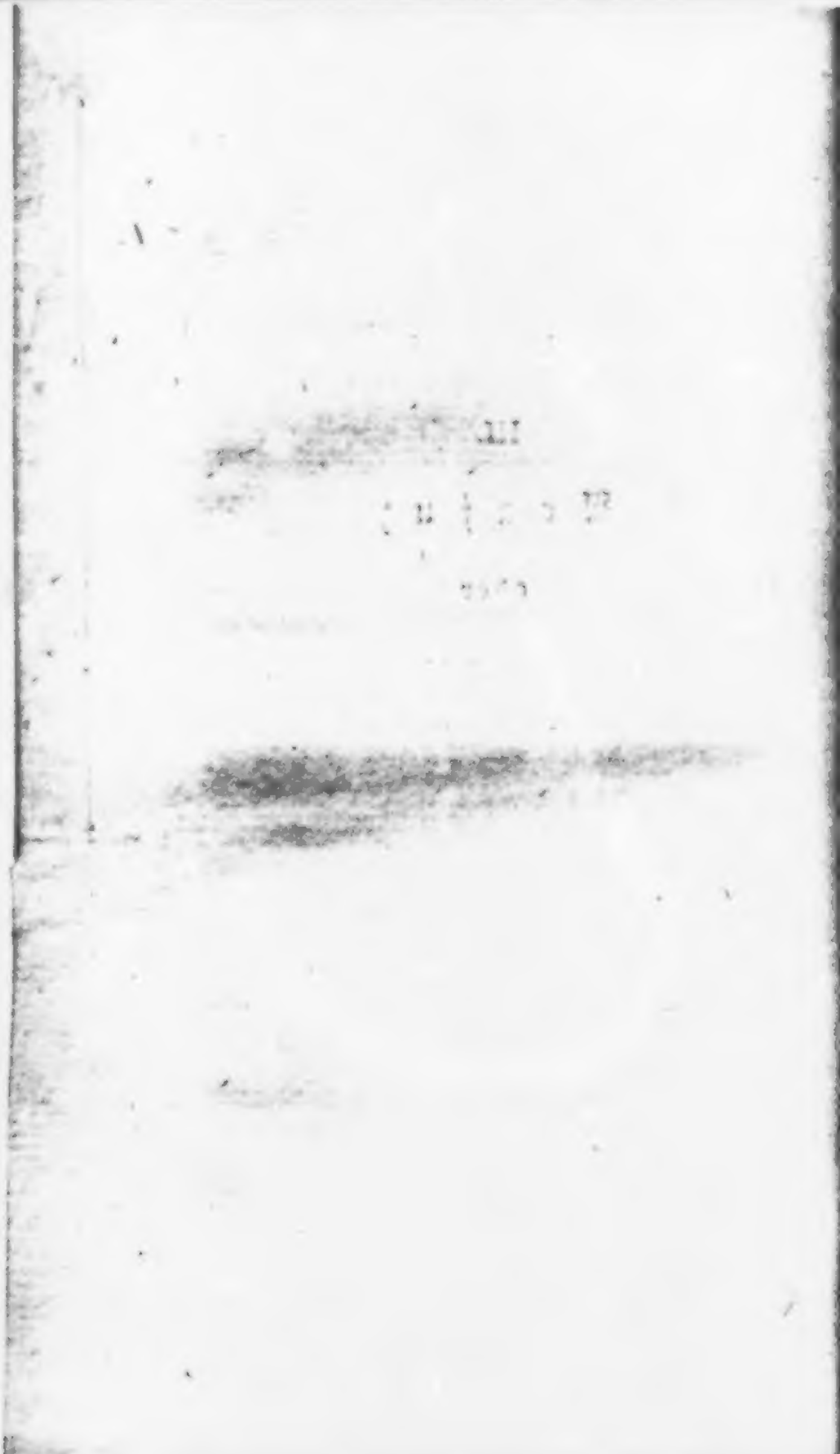
gesehen, die Du jetzt siehst, Du würdest sie nicht bemerkt haben. Leidenschaften sind es, was uns blind macht; Tugend allein gibt uns Licht... Verlaß aber auch künftig deinen treuen Hund nicht. Auch das Licht verblendet; Sorglosigkeit führet auf Irrwege, und mitten auf der hellesten Straße thut man oft den härtesten Fall.

III.

Acaju;

oder

die verlorenen Köpfe.



Es gab einſt eine Familie böſer Genien, die Schande ihres Geſchlechts, die Geiſſel der Menſchheit. Gerührt durch die Bitten ſo vieler Unglücklichen, ließen die Götter faſt den ganzen Stamm eines traurigen Todes ſterben. Nur der Genius Podagrambo und die Fee Harpagine waren allein noch übrig, aber auf ihnen ſchien auch die ganze Bosheit ihrer Väter zu ruhen. Beide beſaßen ſehr wenig Verſtand; Bosheit findet ſich häufiger mit Dummheit als mit Geiſt vereinigt. Der erlauchte, mächtige Genius war noch der Einfältigſte; Harpagine galt für klug, weil ſie ihn an Bosheit übertraf, aber jedermann fand lange Weile bei ihr, ſo gut ſie ſich auf's Läſtern verſtand: und

das war ein Beweis, daß man sie zu günstig beurtheilte. Podagrambo hatte bei einem riesenhaften Wuchse den plumpsten Anstand, den man sich denken kann. Harpagine war noch scheußlicher, langspitzig, und um das olivenfarbige Gesicht flogen, wie Schlangen, ihre schwarzen Haare.

Die beiden Ungeheuer hatten dabei doch keine geringe Einbildung von sich selbst. Harpagine glaubte Reitze genug zu besitzen, und Podagrambo wollte oft [illegible] Schönen gemacht haben. Sie besaßen ein Landhaus, wunderlich und groteck ausgeschmückt, wo sie sich oft einander lange Weile machten. Wahrscheinlich faßten sie hier den Gedanken, sich zu verheurathen, um ihren Nahmen zu verewigen. Die Großen sind gewöhnlich von der Nachkommenschaft befallen; sie lieben ihre Nachkommen-

ſchaft und bekümmern ſich nicht um ihre Kinder.

Der Entſchluß des Genius und der Fee ward als eine Kriegserklärung angeſehen. Der große Rath der Feen hielt die Angelegenheit für wichtig genug, um eine Urverſammlung zu berufen. Die Sache ward vorgetragen, erwogen und beſprochen, und nach vielen Worten kam es doch am Ende zu einem Schluſſe. Pudagrambo und Harpagine ſollten ſich nie verheurathen können, wenn ſie ſich nicht erſt Liebe erworben hätten. Dieſes Urtheil ſchien ſie zum Cölibat zu verdammen. Wollten ſie liebenswürdig werden, ſo mußten ſie ihren Charakter ändern, und mehr verlangte man nicht.

Beide ſannen, welches Haus ſie mit ihrer Wahl beehren ſollten; aber ſie fühlten, daß mit dem Wählen nicht alles gethan ſey. Sie ſollten Liebe gewinnen,

und das könnte ihnen, glaubten sie, nur durch List gelingen. Wie verblendet die Eigenliebe auch ist, man erkennt bald seine Fehler, wenn unser Interesse ins Spiel kommt.

Erfinderischer als der Genius, wähnte Harpagine das glückliche Mittel errathen zu haben. „Ich dächte, sprach sie zu ihm, wir nehmen uns so junge Kinder, die noch keine Ideen haben. Wir wollen sie erziehen, sie sollen niemand als uns sehen, und wir bilden ihre Herzen, wie's uns beliebt. Die Vorurtheile der Kindheit sind ja selten auszurotten. Mein Entschluß ist gefaßt, setzte sie hinzu. Der König Acaju hat einen Sohn von etwa zwei Jahren. Ich werde ihn bitten, mir das Kind zur Erziehung zu übergeben. Er wird sich's nicht einfallen lassen, mein Verlangen zu verweigern. Die erste Prinzessinn, die zur Welt kommen wird, soll

Ihnen zu Theil werden. Ich will dafür sorgen.“

Podagrambo billigte den wohl ersonnenen Plan. Die Fee setzte sich auf ihren Drachen, reiste an den benachbarten Hofe und brachte ihr Gesuch vor. Der arme König wagte es nicht, nein zu sagen. Entzückt kehrte Harpagine mit dem kleinen Acaju heim, und dachte nur an die Ausführung ihres Vorhabens. Auf einen Schlag ihres Zauberstabes erhob sich ein Pallast für den Prinzen. Ein weiter Garten umgab das glänzende Gebäude. Durch eine magische Gewalt sollte Acaju in diesem Umkreise festgehalten werden, bis sein Herz Liebe fühlen würde. Hatte sie nicht alle Ursache, zu hoffen, daß er einst, beim Erwachen jugendlicher Begierden, Schönheit nicht vermissen werde, da er niemand als sie sehen sollte? Ein Umstand, den sie nicht vorher gesehen hatte, kam ihr in den Weg, und

zwang sie, ihren Plan zu ändern. Ucalegon hatte bei seiner Geburt das Geschenk der Schönheit erhalten, er sollte der reizendste Prinz seiner Zeit werden. Welche schmeichelnde Aussicht für Harpagonen! Aber sie bekümmerte sie die Entdeckung, daß er dabei mit allen Vorzügen des Geistes ausgestattet war! Sie fühlte, daß ihr dies die Verführung erschweren würde, und auf der Stelle faßte sie den Entschluß, durch ihre Kunst das Werk der Natur, und alle diese glücklichen Geistesanlagen, die sie nicht vernichten konnte, wenigstens zu verpfuschen. Sie begab sich in ihr Arbeitszimmer, und bereitete zwei Schächtelchen mit Zuckerwerk, die sie mit den kräftigsten Zauberworten belud. In dem einen waren allerlei süße Körner, durch deren Genuß Geschmack und Urtheilskraft verdorben wurden; in dem andern lagen Küchelchen, die Dünkel und Eigensinn mittheilen sollten. Als der

Prinz davon, ſo durfte ſich die Fee mit der Hoffnung ſchmeicheln, daß er einſt eine Leidenſchaft gegen ſie fühlen würde, die deſto heftiger ſeyn mußte, je ausſchweifender ſie war. Liebkoſend kam ſie mit ihren Bonbons zu dem Kleinen, aber ihr Lächeln verunglückte zu einer ſo ſcheuslichen Fratze, daß ſich der Prinz entſetzte und ihr die Zuckerdoſen ins Geſicht warf. Um die Dünkel-Küchelchen war's der Fee am wenigſten leid; weil ſie glaubte, Heas ju würde ſchon durch ſeine Herkunft mit einer hinlänglichen Gabe von der Eigenſchaft, die ſie ihm mittheilen wollte, verſorgt ſeyn. Als ſie ſich noch einige Male vergebens bemüht hatte, dem Kleinen ihr Zuckerwerk aufzudringen, gab ſie einem Reiſenden die beiden Schächtelchen, welchen ſie die Kraft mittheilte, ſich zu vermehren und ſich wieder zu füllen. Der Reiſende brachte ſie endlich auch nach Deutſchland, wo in neuern Zeiten eine beträchtli-

liche Menge dieser süßen Zauberkörner verzehrt seyn muß, wenn man anders von so vielen unermüdeten Nachsprechern und blind-gläubigen Bewunderern, von so [illegible] Prunken mit wohlfeil erkaufter Klugheit, von so mancher Verhöhnung des Geschmacks und des Menschenverstandes, und ähnlichen bizarren Erscheinungen, die hier und dort auf den Märkten sich drängten, so schließen darf.

Harpagine war vollauf beschäftigt, ihrem Prinzen eine Erziehung zu geben, welche die verfehlte Wirkung ihres Zuckerwerks vollkommen ersetzen sollte, als sie erfuhr, daß alle Feen eingeladen wären, bei der Entbindung einer benachbarten Königinn gegenwärtig zu seyn. Sie ging hin, wie alle andere. Die Königinn brachte eine Prinzessinn zur Welt, ein Wunder von Schönheit, wie sich denken läßt, die man Zirfile nannte. Harpagine woll-

te ſich die Erziehung der Neugebohrenen ausbitten, aber unglücklicher Weiſe war ihr die Fee Ninette zuvor gekommen, und hatte ſchon die Zuſage der Königinn.

Ninette, die erklärte Beſchützerinn dieſes Königreiches, war nicht höher als drittehalb Fuß, aber ihre kleine Geſtalt umgab die lieblichſte Anmuth. Uebermäßige Lebhaftigkeit war der einzige Fehler, den man ihr vorwerfen konnte. Es ſchien, ihrem Geiſte in einem ſo zarten Körperchen zu enge zu ſeyn. Immer mit ihren Gedanken beſchäftigt, immer in Thätigkeit, ward ſie oft gerade durch ihren Scharfſinn gehindert, die Gegenſtände genau zu beachten. Ihr durchdringendes Auge, und ihr raſcher Gang waren das Bild dieſer Geiſteseigenſchaften. Um die Nachtheile ſolcher Anlagen aufzuheben, hatten ihr die Feen eine Brille und eine Krükke geſchenkt. Jene beſaß die Kraft, die

Lebhaftigkeit des Geistes zu mäßigen, so wie sie das Auge schwächte, und diese machte ihren Gang langsamer, und eben dadurch sicherer. So oft sie eine wichtige Angelegenheit zu leiten hatte, bediente sich Minette des Geschenkes ihrer Schwestern.

Die Feen, die um das Wochenbette der Königinn versammelt waren, dachten natürlicher Weise sogleich daran, die Neugebohrne zu beschenken. Schönheit, Anmuth, alle Reitze des Aeußeren waren [illegible] sie ausgetheilt hatten, als Harpagine erschien. „Möget Ihr immer schenken, murmelte sie zwischen den Zähnen. Ihr werdet in alle Ewigkeit nichts als ein schönes Gänschen aus ihr machen, dafür steh' ich Euch. Denn ich beschenke sie mit der vollendetesten Dummheit.“

Sie sprach's und verschwand. Die Feen merkten bald, was sie versäumt hatte;

ten. Minette versprach, als sie ihre Brille zur Hand genommen, durch ihre Erziehung zu ersetzen, was dem Kinde an Verstande fehlen werde; und die übrigen Feen, die das Uebel nun einmal nicht ganz wieder gut machen konnten, fügten hinzu, daß Zirfilens Schwachsinn in dem Augenblicke aufhören sollte, wo sie Liebe empfinden würde. Nun wahr, sieh, wenn allen in solcher Lage dieses Hülfsmittel bliebe, so hätte es ja keine Noth mit dem Verstande!

Minette nahm die junge Prinzessinn in ihre Arme, und brachte sie glücklich in ihren Pallast, trotz allen Nachstellungen der boshaften Fee. Ueberzeugt, daß alle mögliche Sorgfalt bei Zirfilen rein verloren seyn werde, war Harpagine jetzt einzig darauf bedacht, bei ihrem Zöglinge alle Geistesanlagen zu ersticken. Jeder, der um ihn war, mußte ihm von Ge-

spenstern und Popanzen erzählen, und ihn mit albernen Ammenmährchen einschläfern. Als er aufwuchs, ließ Harpagine von allen Enden der Welt Lehrmeister für ihn kommen. Aber wie theilte sie jedem sein Geschäft zu! Ein grosser, berühmter Philosoph, der . . . . . *) jenen Zeit, mußte den Prinzen reiten und fechten lehren. Ein Musikant, ein Tanzmeister und ein Odendichter trugen ihm die Logik vor; alle Uibrigen wurden nach diesem Plane angestellt, und was das sonderbarste war, keiner machte die mindeste Schwierigkeit zu lehren, was er nicht verstand. . . Wie viele Menschen giebt's, die ganz so aussehen, als ob man auf dieselbe Art für ihre Erziehung gesorgt habe!

*) Wir sind zu unserer Zeit mit so vielen grossen Philosophen gesegnet, daß es die Konjektural-Kritik nicht wagen darf, diese Lücke der Handschrift auszufüllen.

Hätte Harpagine bei so vielen Vorsichtsmaßregeln an einem glücklichen Erfolge zweifeln können? Acaju brachte es deßungeachtet in allen ritterlichen Uebungen schnell zur Vollkommenheit. Von nüzlichen Kenntniſſen erwarb er freilich keine einzige; aber Irrthümer hafteten gar nicht in ſeiner Seele. Glücklicher Erſaz! Nächſt guten Lehren, iſt nichts ſo bildend, als Lächerlichkeiten, und Acaju's Erzieher waren damit ſo reichlich verſehen, daß ihr Zögling ein Sicherungsmittel gegen ihre Vorſchriften darin fand. Der Prinz ward ſchön, wie ein Liebesgott, geſchmückt mit aller Anmuth der Jugend. Mir, mir werden alle dieſe lieblichen Blüten duften! dachte Harpagine. Man wird's ja ſehen!

Während ſie ſich alle Mühe gab, ihren Prinzen zum Pinſel zu machen, ſtand der guten Ninette der Verſtand ſtille vor allem Sinnen, wie ſie Zirfilen ein wenig

Verstand geben sollte. Der Hof der kleinen Fee war der Zusammenfluß von allem, was weit und breit im Rufe der Liebenswürdigkeit stand. Nichts Schimmerndes als die Unterhaltung, wenn Seele bei ihr wär! Gesunder Menschenverstand war es eben nicht, was man in diesen Gesprächen hätte bewundern können; aber ein witziger Einfall jagte den andern; jeder fragte, und niemand gab passende Antworten, und niemand bekümmerte sich darum, ob man ihn verstanden oder nicht. Modetrieben und ausschweifend war alles, was man vorbrachte, und wer es nicht wußte, daß man weder lebhaft fühlte, noch mit wichtigen Gedanken beschäftigt war, den konnte die Sprache täuschen. So verschwendete man den Vorrath starker Ausdrücke an Kleinigkeiten, und wer zufälliger Weise wirklich von einer lebhaften Empfindung

ergriffen ward, mußte ſchweigen, weil ihm Worte fehlten. Daher das Sprüchwort: Heftige Leidenſchaften ſind ſtumm.

Ninette lebte in der feſten Zuverſicht, daß die Erziehung, die Zirſile an ihrem Hofe empfing, am Ende die Dummheit des armen Kindes überwinden werde. Aber der Zauber war ſehr ſtark. Die Prinzeſſinn ward mit jedem Tage ſchöner und einfältiger. Immer ging ſie wie träumend umher, und wenn ſie den Mund öffnete, kam etwas Albernes heraus. Die Männer ſind ſonſt ſehr nachſichtig gegen alles, was eine ſchöne Frau ſagt, und finden immer, daß ſie wie ein Engel ſpricht; aber Zirſilen konnte doch jeder nur über ihre Schönheit loben. Ganz beſchämt nahm ſie ſolche Schmeicheleien auf. „O Sie erzeigen mir viel Ehre.“ Das wollte man nun freilich nicht; man

lachte über ihre Einfalt und suchte die Unschuldige zu verführen. Wer das Laster nicht ein wenig kennt, fürchtet dessen Schlingen nicht. Zirfile war die Aufrichtigkeit selbst, und Aufrichtigkeit ist nichts weniger, als eine sichere Wächterinn der Tugend. Minette wachte deste sorgfältiger über ihren lieben Pflegling. Sie nahm Zirfilen unter ihre Hoffräulein auf; denn nirgends gab's mehr leere Plätze, weil jeden Augenblick einem der guten Kinder, in der Freude ihres Herzens, ein Unfall begegnete. Zirfile ließ sich durch so schlimme Beispiele nicht verführen. Vergebens flatterten die jungen Höflinge um diese aufblühende Rose; sie ward durch alle diese Huldigungen wenig gerührt, und ein steifer, nichts sagender Blick war ihre Antwort bei den feinsten und ausgesuchtesten Schmeichelreden... Bei Männern regen sich auch die Sinne weit eher, als das Herz; aber die meisten Weiber

haben ein Bedürfniß, Liebe zu finden, und würden selten durch das Vergnügen verführt werden, wenn nicht das Beyspiel sie hinriſſe.

Während Zirfile durch die Wachſamkeit der guten Fee allen Gefahren entging, fühlte Acaju lange Weile bey Harpaginen. Er war funfzehn Jahre alt. Eine innere Stimme ſagte ihm, er ſey nicht geboren für alle die wunderlichen Umgebungen, worunter er ſich fand. Schon fühlte er die Regungen der Natur erwachen, die keinen Gegenſtand kennen, und überall ihn ſuchen, ſchon fühlte er, daß er ein Herz hatte. Jene Schwermuth ergriff ihn, die nicht ohne Reize iſt, wenn ſich ihr auch Verlangen nach lebhafterem Vergnügen beimiſcht. Er ſehnte ſich nach irgend einem unbekannten Etwas, das dieſe Unruhe zerſtreuen könnte, und doch ſuchte er die Einſamkeit in den abgelegenſten Stellen des Parks.

Harpagine kannte Acaju's Krankheit, und hoffte ihm bald das Heilmittel reichen zu können. Aber welche schmerzliche Ueberraschung! Alle ihre Liebkosungen machten ihn aufgebracht und übellaunig. Liebkosungen, die uns entgegen kommen, haben selten Erfolg, und noch seltener kommen sie uns entgegen, wenn sie der Mühe des Aufsuchens werth sind. Harpagine war in Verzweiflung. Nur bis zu seinem siebzehnten Jahre sollte der Prinz, nach dem Ausspruche des hohen Raths der Feen, in ihrer Gewalt bleiben.

Mit Ungeduld erwarteten Acaju's und Zirfilens Aeltern diesen glücklichen Augenblick, um ihre Kinder zu vereinigen. Kaum hatte der Genius etwas von dem Plane vernommen, als er hoch und theuer schwur, es solle nichts daraus werden. Er eilte in einem prächtigen Wagen an Rinettens Hof, wo man ihn mit je-

ner Artigkeit empfing, die man allen Groſſen zeigt, und wodurch man ſich Achtungsbeweiſe erſpart. Ohne mit überflüßigen Schmeicheleien die Zeit zu verlieren, erklärte er der jungen Prinzeſſinn die Empfindungen, die ſie ihm einflößte. Das gute Kind, dem alle Verſtellung fremd war, ließ ihn nicht lange ſchmachten, und ſagte ihm ganz offenherzig, er ſey ihr unausſtehlich. Die Antwort überraſchte ihn nicht wenig; aber ſtatt ſich abſchrekken zu laſſen, wollte er ihr Herz rühren, um ihre Hand zu gewinnen. Wie eifrig er alle Mittel zu gefallen aufſuchte! Unglücklicherweiſe findet man ſie deſto weniger, je mehr man ſie ſucht. Wollte er die Stuzer am Hofe nachahmen, ſo machte ihn nur noch tölpiſcher, was ſie nur lächerlich machte. Kurz, er war nach drei Wochen nicht weiter, als am erſten Tage. Zirfile war ſeiner Albernheiten herzlich müde, und jeder Höfling

sagte es laut genug, man habe nie einen gemeinern Genius gesehen. Podagrambo merkte halb und halb, daß er das Gespötte des Hofes war; nicht als ob ihm sein Scharfsinn zu der Bemerkung geholfen hätte, aber gewöhnlich haben Pinsel eine sehr vortheilhafte Meinung von sich selbst, und glauben, daß andere schlecht von ihnen reden. Unmuthsvoll kehrte er heim, um auf eine recht empfindliche Rache zu sinnen, und mit Harpaginen zu überlegen, wie man die Prinzessinn entführen könne. Rinette sah diese Anschläge voraus, und band ihrer lieben Zirfile eine bezauberte Schärpe um, wodurch sie gegen jede Gewaltthätigkeit geschützt seyn sollte.

Zirfile ward bald von derselben Krankheit, von derselben Schwermuth ergriffen, die den armen Acasu noch immer verzehrte. Beide suchten gern einsame Spaziers

gänge. Führte der Zufall jeden von ihnen zu der dicken Hecke, die Minettens und Harpaginens Gärten trennte, so fühlten sie sich von unbekannter Gewalt fortgezogen, von geheimen Zauber festgehalten.

Eines Tages, als der Prinz, in Gedanken verloren, an der Hecke saß, entfuhr ihm ein Seufzer. Die Prinzessinn saß an der andern Seite in derselben Stimmung. Sie ward bewegt, sie horchte mit gespannter Seele. Acaju seufzete noch einmal. Zirfile, die nie etwas von allem, was man ihr gesagt, begriffen hatte, sie begriff diesen Seufzer mit bewundernswürdigem Scharfsinn, und antwortete auf dieselbe Art.

Die Sprache des Herzens ist die allgemeine Sprache, man braucht nur Gefühl, um sie zu verstehen, und zu reden. Die Liebe warf in diesem Augenblicke eine

Flamme in ihre jungen Herzen, einen Lichtstrahl in ihre Seelen. Als sie sich verstanden hatten, suchten sie sich zu sehen, um sich noch besser zu verstehn. Sie nähern sich, sie biegen die Zweige von einander, sie erblicken sich. Welches Entzücken! Man müßte in diesem Alter seyn, man müßte diese lebhaften Regungen, diesen inneren Aufruhr fühlen, dieses Feuer, das ihre Sinne verzehrt, ja man müßte vielleicht eben so unwissend seyn, als die beiden jungen Leute, um ihren Zustand zu begreifen. Sie standen einige Augenblicke unbeweglich, und ein süsses Zittern verrieth die neue Lust, die sie empfanden. Sie berührten sich, sie schwiegen noch immer, und nur einige unverständliche Worte entfuhren ihren Lippen. Aber bald waren ihre Zungen gelöset, sie thaten tausend lebhafte Fragen, und wenn auch keiner von beiden genau antwortete, sie waren zufrieden mit allem, was sie sagten, und

ihre Zweifel waren aufgeklärt. Ohne ſich zu kennen, hatten ſie ſich nach einander geſehnt, hatten gefunden, was ſie ſuchten. Das wenigſtens fühlten ſie, und brauchten ſie mehr zu wiſſen?

Acaju war in einer neuen Welt. Zirfile, die den Männern am Hofe nie die geringſte Aufmerkſamkeit geſchenkt hatte, glaubte ein ganz andres Weſen zu ſeyn. Er drückte ihre Hand an ſeine Lippen. Das gute Kind wußte nicht, was Gunſtbezeugung, nicht was Fehler war, und ließ ihn machen. Acaju verdoppelte ſeine Liebkoſungen, Zirfile erwiederte ſie mit unſchuldiger Offenheit. Wie hätte ſie Schaam und Schüchternheit kennen ſollen, ſie die keinen Begriff von Laſter hatte? Sie ſetzten ſich auf den Raſen nieder, ſie umfaßten ſich, ſie ſchloſſen ſich an einander, und Zirfile überließ ſich den Entzückungen des Jünglings. Jetzt wagte er's,

seinen Mund auf ihre Lippen zu drücken. Ihre Seelen vereinigten sich, und von der Flut des Entzückens fortgetragen, faßten sie's nicht, wie sie so glücklich seyn, und doch Sehnsucht fühlen könnten. Sie genossen alle Reitze, die sich ihnen enthüllten, ohne zu ahnen, daß es noch verborgenere gebe, und noch eine seligere Trunkenheit.

Beide vergaßen in ihrem Glücke alles um sich her, und dachten an keine Trennung. Als sie länger, wie gewöhnlich ausblieben, gingen Hartzahne und Minette sie zu suchen, und riefen zu gleicher Zeit ihre Nahmen. Erschreckt durch diese Stimmen, rissen sich die Liebenden ungern los, aus Furcht, daß der leiseste Argwohn das kaum gefundene Glück ihnen stören werde.

Der Genuß dieses süssen Glückes warf einen neuen Glanz auf Zirfilens Schönheit, und verbreitete eine stille Heiterkeit

über ihr ganzes Weſen. Das Vergnügen verſchönert, die Liebe erleuchtet. Mit der lebhafteſten Ueberraſchung bemerkte der Hof die Veränderung, die in Zirfilens Geiſte vorgegangen war. Mehrere aus der glänzenden Geſellſchaft, die ſich an dieſem Abende gerade um die Fee verſammelt hatte, brachten einige jener platten Scherze vor, welche den mittelmäßigen Köpfen, die ſich gern in ihrer Ueberlegenheit über noch Einfältigere zeigen, ſo geläufig ſind. Zirfile, die ihnen bisher ſo oft zur Zielſcheibe gedient hatte, antwortete jetzt ſo treffend, ſo fein, und mit ſo wenig Unmuth, daß die Neckerinnen — denn ohne Zweifel waren es Frauenzimmer — durch dieſe verſtändigen Antworten überraſcht, und durch Achtung, die ſie ihnen dabei bewies, tief gedemüthigt wurden. Die Männer waren bezaubert, und konnten ihren Beifall nicht unterdrücken. Ninette weinte vor Freuden,

und die Weiber glühten vor Verdruß. Mit genauer Noth hatten sie bisher Zirsilien ihre Schönheit vergeben, weil sie dumm war, aber jetzt — jetzt war's nicht mehr auszuhalten. Die Prinzessinn war viel zu gutmüthig, um daßhaft zu werden, was sonst in der Welt, so verhaßt es macht, oft ein Mittel ist, sich Ehrerbietung zu verschaffen.

Unsere jungen Leute hatten sich bei der ersten Lehrstunde der Liebe so wohl befunden, daß sie bald wieder in diese Schule zurückkehrten. Glücklich, wer sich durch Vergnügen unterrichten kann! Die Liebenden gleichen den Dieben. Anfangs brauchen sie überflüssige Vorsicht, werden allmählig nachlässiger, versäumen zuletzt die nothwendige Vorsicht, und — werden ertappt. Gerade so erging's dem jungen Paare. Der Genius überraschte sie. Er bemerkte sie eines Abends in dem Augen-

blicke, als ſie ſich trennten. Nichts glich ſeiner Wuth; aber gewohnt nie ohne fremden Rath zu handeln, und dann doch ſeinem eigenen Kopfe zu folgen, wollte er Harpaginen erſt um ihre Meinung fragen.

Die Fee fühlte den lebhafteſten Verdruß über die unerwartete Neuigkeit. Die Prinzeſſinn zu entführen, meinte Podagrambo, ſey das einzige Mittel ſich zu rächen. Harpagine wünſchte nichts ſo ſehr, als ihre Nebenbuhlerinn zu entfernen. Sie verbarg ihre Unruhe, und ſagte dem Genius, er müſſe ſich mit dem Unternehmen befaſſen; aber heimlich ſchmeichelte ſie ſich, daß er nie ſo viel Geiſt haben werde, es auszuführen. Gleich am folgenden Morgen verbarg ſich der Genius hinter einen Baum neben der Hecke, wo ſich die Liebenden ſuchten. Acaju's Lehrer hatten Befehl, den Jüngling länger, als ge-

wöhnlich aufzuhalten, um die Zusammenkunft mit der Prinzessinn zu vereiteln.

Während der sonst so sanfte Acaju vergebens seinem Unmuthe Luft machte, erwartete die zärtliche Zirfile ihn an der Hecke des Parks. Unruhig, als sie ihn nicht fand, der sonst immer zuerst da war, wagte sie's, in Harpaginens Garten zu treten. Ihr Weg führte sie bei dem Genius vorbei. Der Anblick flößte ihr Schrecken ein. Sie wollte fliehen, und [illegible] so unvorsichtig, daß ihre Schärpe an einem Baume hangen blieb. In diesem Augenblicke faßte sie Podagrambo an ihrer Schleppe. „Ach meine schöne Unschuld! rief er, Sie kommen hierher, das kleine Affengesicht zu suchen, und um seinetwillen verschmähen Sie mich?" Zirfile nahm zur Verstellung ihre Zuflucht. Ehe sie die Liebe kannte, hätte sie nicht so viel Gewandheit gehabt. Es wundert

mich, ſprach ſie, daß Sie der Liebe zuſchreiben, was blos Wirkung meiner Neugierde war. Sie iſt es, die mich hierher führt. Und noch mehr erſtaune ich, daß ſie Gewalt gegen mich brauchen wollten. Können Sie nicht alles von ihrem Stande, und noch mehr von ihrer Liebe erwarten?

Dieſe ſchmeichelnden Worte beſänftigten den Genius ein wenig. Aber ſo überzeugt er von ſeinem Verdienſte war, wovon er alles hoffen ſollte, er wollte Zirfilen doch nicht loslaſſen. „Wenn ich ihr Herz gerührt habe, antwortete er, ſo dürfen Sie ja nicht ſo viel Umſtände machen, mit mir in meinen Pallaſt zu gehen. Laſſen Sie doch den gewöhnlichen Liebenden dieſe unnützen Aufmerkſamkeiten, die den Genuß des Vergnügens nur verſpäten, ohne ihn zu erhöhen.“

Nun denn, ich gehe mit Ihnen, erwiederte Zirfile. Um Ihnen einen Beweis meiner Aufrichtigkeit zu geben, so lassen Sie mich meine Schärpe zurücknehmen, damit nichts meine Flucht, und ihre Gefangenschaft verrathe. — Der Genius war ganz ausser sich vor Freude und Bewunderung über Zirfilens Geistesgegenwart. „Wie klug doch die Liebe die Weiber macht!“ rief er. „Ich wäre nie darauf gefallen, und hätte mich wie ein Thor benommen.“ Mit diesen Worten gab er Zirfilen die Schärpe zurück, während er ihre Hand an seinen Mund führte. Aber Zirfile hatte jetzt nichts mehr zu fürchten, und stieß ihn mit Verachtung von sich. „Fort, Verräther, rief sie, oder zittre vor dem Zorne der Feen, die mir diese Schärpe als Pfand ihres Schutzes gaben.“

Mit diesen Worten entfernte sich die Prinzessinn. Verwirrt sah Podagrambo ihr

ihr nach, und fühlte ſich durch eine Macht gebunden, gegen welche er nichts vermochte. Als er einige Augenblicke unbeweglich geſtanden hatte, ging er voll Verzweiflung zu ſeiner Freundinn, um ihr zu ſagen, an welcher Zaubergewalt ſein Unternehmen geſcheitert war. Für den Aerger, den die bezauberte Schärpe ihr machte, fand Harpagine etwas Erſatz in der Nachricht von dem mißlungenen Verſuche des Genius. Je weniger ſie ſelbſt betrübt war, deſto eher gelang es ihr, ihn durch das Verſprechen zu tröſten, daß ſie den Zauber der Schärpe zerſtören, und die Prinzeſſinn in ſeine Hände liefern wolle.

Harpagine ahnete nicht, welches Unglück ſie ſelbſt bedrohte. Während ſie mit dem Genius auf Mittel ſann, ihre Macht wieder herzuſtellen, eilte Acaju an

die Hecke des Parks. Nach langer vergeblicher Erwartung, trieb ihn seine Ungeduld in Ninettens Garten, und von Besorgniß und Verlangen bewegt, kam er unmerklich zu dem Pallaste. Seine Ankunft ward bald bekannt. Er näherte sich ehrerbietig der kleinen Fee, und küßte den Saum ihres Gewands. Kaum hatte Zirfile ihn und er sie erblickt, als beide auf einander zuliefen, und, trotz der Gegenwart des ganzen Hofes, ihre Freude über dieses Wiedersehen auf's lebhafteste [redacted] Zirfile erzählte ganz unbefangen, welche Gefahr sie bestanden hatte. Der Prinz war ihr dadurch noch theurer geworden. Je mehr die Weiber gewagt haben, desto geneigter sind sie, noch weitere Opfer zu bringen. Die nachsichtige Minette wollte nicht untersuchen, ob etwas Unregelmäßiges in dem Betragen der jungen Liebenden wäre; es genügte ihr, daß das Glück auf's beste gesorgt hatte.

Harpaginie gerieth in den heftigſten Zorn, als ſie Acaju's Flucht entdeckte. Sie eilte ihn zurückzuhohlen, aber zum Glücke hatte er gerade an dieſem Tage ſein ſiebzehntes Jahr erreicht, wo Harpaginens Gewalt über ihn, nach dem Ausſpruche der Feen, vernichtet war. In der Wuth, die ſie ergriff, verlor ſie ihre Liebe, welche ihrem Herzen ohnehin ein fremdes Gefühl war, und ſie entfernte ſich mit dem Entſchluſſe, die bitterſte Rache zu nehmen.

Bei den Feſten, womit Acaju's Ankunft gefeiert ward, dachte man wenig an Harpaginens Unwillen. Wer es irgend verſucht hatte, Zirfilen zu gefallen, ließ bei der Erſcheinung des begünſtigten Liebhabers alle Anſprüche fahren. Die Weiber konnten ſeine Schönheit nicht genug bewundern, und alle waren heimlich Nebenbuhlerinnen der Prinzeſſinn. Ganz

beschäftigt mit seiner Liebe, bemerkte der Jüngling oft nicht einmal die Neckereien aller Art, womit man ihn anziehen wollte. Endlich, als man sich hinlänglich überzeugt hatte, daß die Herzen dieser Liebenden gegen jedes fremde Gefühl verschlossen waren, vereinigten sich alle Stimmen dahin, Zirfile sey noch viel alberner, als vorher, seit sie liebe, und Acajus Schönheit habe keinen Ausdruck, keine Lebhaftigkeit. Eine Liebe, wie man sie hier vor Augen sähe, sey eben so lächerlich, [illegible], als unerhört, und mit Schwärmern der Art sey kein Umgehen. Man achtete nun nicht mehr auf sie, aber beide waren mit so vielen andern Gedanken und Empfindungen beschäftigt, daß es ihnen ganz gleichgültig war, ob man sie übersah, oder sich um sie drängte.

Rinette hatte bisher so sorgfältig über ihre liebe Zirfile gewacht, aber der Prinz

machte ihr nicht die mindeſte Unruhe. Wo die Liebe ſey ehrerbietig, glaubte ſie, und je mehr ein Liebhaber verlange, deſto weniger wage er zu unternehmen. Der Grundſatz zeugt von feinem Sinne; doch möchte er nicht der allerſicherſte ſeyn, wenn er auch in dieſem Falle nicht zu Schanden wurde.

Unſere Liebenden ließen andere dafür ſorgen, die Feierlichkeiten ihrer Verbindung vorzubereiten, und lebten in der ſüßen Vergeſſenheit fort, die ſie ſo glücklich machte. Eines Tages waren ſie in einem abgelegenen Gebüſche des Parks. Jene ſchönen Betheurungen, die der Liebe immer neu ſind, waren der ewig wiederkehrende Gegenſtand ihrer Unterhaltung. Die drückende Hitze verleitete Zirkilen, ihre Schärpe abzulegen. Harpagine, die ſie unſichtbar umſchwebt hatte, um den günſtigen Augenblick zu erlauern, erſchien

plötzlich auf ihrem Drachenwagen. Sie berührte Zirfilen mit dem Zauberstabe, und umhüllte sie mit einer Wolke in dem Augenblicke, als der zärtliche Acaju die theure Hand an seinen Mund drückte. Der unglückliche Prinz warf sich vor der Fee nieder. Auf ihn, auf ihn allein mag ihre ganze Rache fallen, wenn nur Zirfile geschont wird. Harpagine heftete auf ihn einen flammenden Blick. „Du wagst es, Gnade zu hoffen? Mein Herz kennt jetzt nur Haß. Mit einem Streiche soll meine Rache Dich und Deine Geliebte treffen. Ich bringe sie in die Arme deines Nebenbuhlers, der ihr zuwider ist.“

Mit diesen Worten erhob sich die Fee in die Lüfte, und ließ den Prinzen in der tiefsten Verzweiflung zurück. Ninette ward durch ihre Zauberkunst bald von dem Vorfalle unterrichtet. Alles wissen diese Damen, aber was das Schlimme ist, nie

ſehen ſie etwas voraus. Die Fee kam, den Prinzen zu ſuchen, der Zirfilens Schärpe mit ſeinen Thränen begoß. Vergebens bemühte ſie ſich ihn zu tröſten. Mit Gewalt mußte ſie den armen Prinzen ins Schloß führen, wo ſie ſich in ihr Zimmer einſchloß, um mit der Brille auf der Naſe in ihren großen Zauberbüchern nachzuſehen, was unter dieſen unglücklichen Umſtänden zu thun ſey.

Am Hofe machte der Vorfall ganz verſchiedene Eindrücke. Einige ſprachen ſehr viel davon, ohne ſich ſonderlich darum zu bekümmern, andere, die gar nichts ſagten, nahmen den meiſten Antheil. Den Schönen gieng Zirfilens Unfall nicht ſehr nahe, und viele ſchmeichelten ſich, den Prinzen zu tröſten. Noch waren alle in der erſten Bewegung, welche die Neuigkeit hervorgebracht hatte, als die kleine Fee erſchien. Es ſey nichts leichter, ſagt

te sie mit Lebhaftigkeit, als Zirfilens Befreiung. Alle drängten sich zu ihr. „Hört! fuhr sie fort. „Ich habe entdeckt, daß Podagrambo's und Harpaginens Macht an eine bezauberte Rose gebunden ist, die sie an einem geheimen Orte ihres Schlosses bewahren. Ein Genius, in Gestalt eines weißen Katers, ist der Hüter. Es bedarf keiner großen Thaten, sich der Rose zu bemächtigen; eine Frau von fleckenlosem Wandel wird das Abentheuer leicht bestehen, und die wird sich ja wohl an meinem Hofe finden, hoff' ich."

Welche Entdeckung! sprach ein junger Spötter. Aber ich fürchte, wir werden einen Tugendwettstreit sehen, der leicht in einen inneren Krieg ausarten könnte.

„Der Besorgniß ist abzuhelfen, antwortete die Fee, als sie den vorlauten

Redner durch einen ſtrengen Blick beſtraft hatte. „Man ſoll loſen, um alle Veranlaſſung zur Eiferſucht zu vermeiden.“

Aminens Nahme ward aus der Urne gezogen. Dieſes hübſche, lebhafte Mädchen war frei in ihren Aeußerungen, aber behutſam in ihrem Betragen. Immer war ſie von jungen Leuten umringt, weil ſie immer durch Scherze und Neckereien ſie anzog. Sie verrieth weder Stolz, noch Verwirrung, als ihr Nahme aufgerufen ward; aber in der Verſammlung erhob ſich ein Gemurmel, das kein unzweideutiges Beifallszeichen zu ſeyn ſchien. Ninette fand darin eine ſchlimme Vorbedeutung, und das beſtimmte ſie, eine gewiſſe Zobeide zu Aminens Begleiterinn zu ernennen, weil doch zwei Tugenden mehr werth ſind, als eine. Zobeide war ein wenig älter und weit ſchöner, als ihre Gefährtinn; aber es verlautete, ſie trage

nur darum eine so strenge Tugend zur Schau, um sich das Recht zu erwerben, alle andere Weiber unbarmherzig zu verlästern.

Beide reiseten ab, und gingen auf ein kleines Gebäude zu, das von Harpaginens Pallaste getrennt war. Die lebhafte Amine eilte immer voran. Ohne irgend ein Hinderniß zu finden, gingen sie durch mehrere Thüren, die sich von selbst öffneten. Endlich kamen sie in ein kleines Gemach, wo auf einem Marmortische die sogenannte Rose stand. Ihre Form konnte sie in der That nicht empfehlen, sie hatte die größte Aehnlichkeit mit einem gewissen Geräthe der Schlafkammer. Es thut mir leid, daß ich kein edleres Bild habe. Nie würden die beiden Mädchen hier den Schatz gesucht haben, wenn ihn nicht die Fee so genau bezeichnet hätte. Die Form der Rose war gemein, aber

ihre Tugend bewundernswürdig. Sie gab Orakel, ſie urtheilte wie ein Philoſoph, und es war damals ein auſſerordentliches Lob: „er philoſophirt wie der — — “

Die Mädchen fanden auch den weiſſen Kater. Sie wollten ihn liebkoſen, aber während er Zobeiden kratzte, ließ er ſich von Aminen ſtreicheln, gab die Pfote, krümmte den Rücken, und hob den Schwanz mit der gröſten Artigkeit. Entzückt über das günſtige Vorzeichen, ergriff Amine die Roſe, und eilte ſchon damit fort, als auch Zobeide ihre Hand daran legte. In demſelben Augenblicke ſtieg ein dicker Dampf daraus hervor, und erfüllte das Gemach. Ein furchtbares Geräuſch erſcholl. Von Schrecken ergriffen, ließ Amine die Roſe auf den Marmortiſch fallen. Der Genius und Harpagine traten herein, ergriffen die beiden Mädchen, um ſie in einen finſtern Thurm einzuſchlieſſen.

Wie sich erwarten läßt, wußte Mirnette auf der Stelle den schlimmen Ausgang des Unternehmens. Als sie die Ursache erforscht hatte, erklärte sie ihrem Hofe, daß Amine, ihrer Flatterhaftigkeit und Gefallsucht ungeachtet, von unsträflichen Wandel sey, Zobeide aber ein heimliches Liebesverständniß unterhalten habe. Die Rose sey gesprungen, als Amine sie habe fallen lassen, setzte sie hinzu, und dadurch sey die Macht des Genius wenigstens gemindert.

Der arme Acaju ließ seiner Verzweiflung freien Lauf. Um sich an der bezauberten Rose seiner Feinde zu rächen, that er das Gelübde, alle ähnlichen Gefäße, die er finden würde, zu zerstören, und von dem Augenblicke an, ward alles der Art, was er im Pallaste antraf, ein Opfer seiner Wuth. Eine schreckliche Unordnung! Das Aergerniß war so groß,

daß ihn Minette mit vernünftigen Gründen zur Schonung ſo vieler ſchuldloſen Geräthe zu bewegen ſuchte. Vergebens! In ihrer Verlegenheit wandte ſie ſich an die Verſammlung der Feen. Die Sache ſchien von hoher Wichtigkeit zu ſeyn, und der Ausſpruch fiel dahin aus, daß der Genius, da ſeine Macht geſchwächt ſey, Zirfilen nicht ganz behalten könne. Ohne Nachtheil für ihr Leben, ſollte ihr Kopf von dem Rumpfe getrennt, und in dem Lande der Ideen aufbewahrt werden, bis jemand, der ſich den Zugang dahin verſchaffen könne, ſie entzaubere. Es würde beſſer ſeyn, ſtellte Minette vor, lieber den Kopf, als den Leib der Prinzeſſinn in Podagrambo's Gewalt zu laſſen, weil man befürchten dürfe, daß er ſich, während ſie den Kopf verloren habe, ihre Liebe erwerben, und ſie auf der Stelle heurathen könne. Um dieſe Bedenklichkeit wegzuräumen, befahlen die Feen, den

Leib solle immer eine helle Flamme umlodern, die jeden abwehre, der nicht Herr des Kopfes sey.

Der Ausspruch der Feen ward sogleich vollzogen. Der Genius wollte das Abentheuer bestehen, aber nie konnte er in das Land der Ideen dringen. Thoren gelingt es wohl, aber Pinseln nie. Acaju, ein verliebter Thor, fand es ohne Mühe. Es ist ein sonderbares Land, das Land der Ideen. Seine Verfassung ist einzig in ihrer Art. Keine Unterthanen; jeder ist König, und beherrscht unumschränkt den ganzen Staat, ohne im mindesten die Rechte der Andern zu kränken, deren Macht eben so selbstständig ist. Unter so vielen Königen herrscht doch keine Eifersucht. Nur ihre Kronen tragen sie auf verschiedene Weise. Sie jedem anzubieten, mit jedem sie zu theilen: darin besteht ihr Ehrgeiz, und das ist ihre

Art, Eroberungen zu machen. Die Gränzen so vieler Staaten im Staate sind ganz unbestimmt; jeder erweitert und vereinigt sie nach Laune.

Die Menge von Köpfen, die Acaju auf seinem Wege fand, verrieth ihm, daß er im Reiche der Ideen war. Sie drängten sich um ihn, und redeten zu gleicher Zeit in allen möglichen Sprachen. Hier fand er Köpfe von Verschwendern, von Geitzigen, dort von Schriftstellern, die bald durch Beifall, bald durch Tadel, bald durch Neid und Eifersucht verloren gegangen waren. Wie viele von Natur- und Kunstphilosophen, von Mystikern aus alten und neuen Schulen . . . ! Außerdem eine Menge von Köpfen, die incognito verloren gegangen waren, und die er nie nennen wollte. Viele erweckten sein Mitleid; aber die meisten stieß er, wie faule Aepfel, mit dem Fuße fort, um sich Bahn zu machen.

Als er hier vergebens den Kopf seiner theuern Zirfile gesucht hatte, wendete er sich zu den Köpfen, die durch Liebe sollten verloren seyn; aber genau besehen waren es nur solche, die Koketten, und Eifersüchtigen ohne Liebe gehört hatten. Ermüdet von fruchtlosem Suchen, von allen den Albernheiten, die er anhören mußte, eilte er in ein Gebüsch, um sich von den närrischen Köpfen loszumachen, welche ihn umhüpften. Er warf sich auf den Rasen nieder, er verlor sich in Nachsinnen über sein Unglück. Als er endlich seine Blicke umher warf, und einige volle Fruchtbäume bemerkte, stand er auf, um durch eine Birne sich zu erfrischen. Kaum hatte er sie angeschnitten, als ein Kopf herauskam — Zirfilens Kopf. Sein Erstaunen, seine Freude war unbeschreiblich. Er wollte das theure Haupt an sich drükken, aber es rollte einige Schritte zurück,

und

und ſetzte ſich auf einen Roſenſtock, um ſich eine Art von Rumpf zu geben. „Laſſen Sie mich, Prinz, ſprach der Kopf, und ſeyn Sie ruhig. Vergeblich würde jeder Verſuch ſeyn, mich feſtzuhalten. Ich würde mich ſelbſt in ihre Arme werfen, wenn's das Schickſal mir vergönnte; aber ich bin bezaubert, und mir bezauberte Hände können mich ergreifen. Ach, ich ſehne mich nach meinem Leibe! Wird er meiner noch würdig ſeyn? Er iſt in der Gewalt des Genius . . . Mit Zittern denk' ich daran."

Seyn Sie ruhig, erwiederte Acaju. Gerührt über unſer Unglück, haben die Feen ihren Leib in Schutz genommen.

„O Sie geben mir das Leben wieder! rief Zirfile. Sie wiſſen ja auch, theurer Prinz, daß Sie meine Zärtlich-

keit ungetheilt besitzen; und Sie sind viel zu großmüthig, um mir ein Unglück vorzuwerfen, woran ich unschuldig seyn würde."

„Wie könnte man auch! antwortete der zartfühlende Acaju. Aber sagen Sie mir schnell, wo sind' ich die bezauberten Hände?

„In dem Park, wo sie umher flattern", hob Zirsile wieder an. „Es sind die Hände einer gewissen Fee, die sie nie zu brauchen wußte, und darum verlor. Ich will Ihnen die Geschichte erzählen. Es war einmal —"

O ich habe wahrlich nicht Zeit, Mährchen zu hören! fiel Acaju ein. Hab' ich nur die Hände, so kümmere ich mich wenig um ihre Geschichte. Ich suche sie auf der Stelle.

„Gehen Sie, theurer Prinz. Lösen Sie den grausamen Zauber, worunter ich seufze. Gewiß haben Sie bemerkt, daß alle diese verlorenen Köpfe sich nur zu zeigen suchen, ohne über ihren Zustand zu erröthen. Ich allein muß mich in Früchte verbergen; denn die andern verachten mich, den einzigen Kopf, der durch Liebe verloren ward. . . . "

Der Prinz war schon fort, als sie noch immer redete. Er hatte bemerkt, daß die Prinzessinn, seit sie bloß Kopf war, das Reden ein bischen liebte. Kaum hatte er einige Schritte in dem Park gethan, als er die bezauberten Hände in der Luft fliegen sah. Er wollte sie ergreifen, aber sobald er sie nur berührte, bekam er derbe Nasenstüber. Ohne sich abschrecken zu lassen, bot er alle Geschicklichkeit auf, sich der leidigen Hände zu bemächtigen, von welchen sein Glück ab-

hing. Aber in dem Augenblicke, wo er sie fest zu halten glaubte, gaben sie sie ihm eine Maulschelle, und flatterten davon.

Aesop blieb endlich athemlos bei einer Rebenlaube stehen. Er pflückte eine Traube, und hatte sie noch nicht ganz verzehrt, als eine außerordentliche Veränderung in ihm entstand. Sein Geist ward lebhafter, sein Herz ruhiger, seine Einbildungskraft entglühte, alle Gegenstände eilten rasch vor ihm vorüber, und einer verdunkelte den andern; er konnte nicht mehr vergleichen, er war durchaus unfähig zu urtheilen, kurz — er ward ein Narr. Die Früchte dieses Gartens hatten, durch eine innige Verwandtschaft mit den verlorenen Köpfen, die Kraft, jedem der dieselben genoß, den Verstand zu rauben; aber unglücklicher Weise ward der Geist, der Witz, oder wie man das

lebhafte Ding nennen will, nicht davon angegriffen. Acaju war in dem Augenblicke der witzigste und närrischste Prinz, den man sehen konnte.

Die erste Wirkung dieses plötzlichen Wechsels war die Erkaltung seines Herzens. Er verlor seine Liebe. Statt der zärtlichen, ehrfurchtsvollen Anhänglichkeit, die er Zirfilen seither geweiht hatte, blieb kaum ein schwaches Andenken in seiner Seele. Das Schicksal der Prinzessinn ging ihm nicht mehr nahe; es kam ihm recht lustig vor, den Kopf verloren zu haben. Ein geckenhaftes Wesen ersetzte Acaju's ehemalige Bescheidenheit, und gab ihm Anmaßung für das wahre Verdienst, das er verloren hatte. „Ich bin ein Thor, daß ich einem Kopf nachlaufe, rief er, ich kann ja allen Schönen am Hofe die Köpfe verdrehen. Wohlan, ich muß meinem Schicksal folgen, ich muß

Liebe und Bewunderung ſuchen, ohne meine Freiheit zu binden.“

Mit dieſen Worten entfernte er ſich. Minette eilte ihm entgegen, und fragte ſogleich nach Zirfilens Schickſal. Der Kopf laſſe ſich ja gar nicht faſſen, antwortete der Prinz; alle ſeine Mühe wäre vergeblich geweſen, aber ſein Entſchluß ſey nun auch gefaßt, denn Beſtändigkeit ohne Glück ſey eine Tugend, worin ſich Thoren üben möchten. — Er brachte noch mehr in dieſem Tone vor, woraus Minette deutlich ſah, daß eine große Veränderung in ſeinem Charakter vorgegangen war, daß er aber gewaltig witzig geworden ſey. Anfangs war's ihr leid, Zirfilen nicht wieder zu ſehen; doch, wie lebhafte Geiſter bei dem gegenwärtigen Gegenſtande den entfernten vergeſſen, ſie tröſtete ſich über Zirfilens Verluſt durch die Freude, die Acaju's Rückkehr ihr gab.

Alle Höflinge drängten ſich zu ihm, aus Neugier mehr, als aus Theilnahme. Man glaubte den verſtändigen, beſcheidenen Prinzen wiederzufinden, an welchem man, wie gewöhnlich, alle möglichen Lächerlichkeiten aufſuchen wollte; aber gar bald faßte man von ihm eine weit günſtigere Meinung. Die Unterhaltung ward lebendig. Die Fee, die ihre Brille, um den Prinzen in der Ferne zu ſehen, abgelegt und noch nicht wieder aufgeſetzt hatte, ſchwatzte in den Tag hinein. Acaju war äußerſt redſelig, und ſagte jeden Augenblick tauſend Thorheiten, die allen Höflingen Bewunderung einflößten, und alle Weiber verliebt in ihn machten. Wie viel Geiſt er hat! riefen ſie aus. Hörte man alle die Lobreden, worüber er wirklich ſelbſt erröthete, alle die Glückwünſche, die man ihm machte, ſo hätte man wahrlich glauben mögen, es könne einem Prinzen nichts Glücklicheres be-

gegnen, als den Verstand zu verlieren.

Acaju ward der Liebhaber aller schönen Weiber. Die Sucht, bei ihnen Glück zu machen, ist mit Narrheit ganz verträglich. Die erste war eine hübsche Frau, freimüthig und von allem frei, was Vorurtheil heißt, die sich damit abgab, junge Leute in Ruf zu bringen, seit sie ihren guten Ruf verloren hatte. Ihr folgten bald andre von aller Art; alle was [illegible] auf die lange Liste zu kommen, die Prinz Acaju zu füllen suchte, und erst jetzt, da er nicht mehr lieben konnte, fand man ihn liebenswürdig.

So schlecht er seine Zeit hinbrachte, er hatte doch manchen leeren Augenblick. Um sie auszufüllen, um mit neuem Schimmer zu glänzen, warf er sich auf Künste und Wissenschaften. Zum Glücke fand

er ſchon damals Hülfsmittel genug, ſich die Schule leicht und kurz zu machen, und bald wußte, zur Bewunderung aller, niemand gelehrter zu ſprechen, als Prinz Acaju. Er entwarf zu gleicher Zeit drei philoſophiſche Syſteme, wovon jedes aus einem verſchiedenen Grundſatze ſich entwickelte; er ſchrieb über Staatswirthſchaft und Baukunſt, über Muſik und Erziehungskunſt, machte Verſe in allen möglichen antiken und modernen Formen, Opern, Romane, gereimte und ungereimte Trauerſpiele.

Endlich aber ward Acaju des Beifalls, der ihm reichlich geſpendet wurde, und ſelbſt ſeiner glücklichen Abentheuer müde. Er hatte die Liebe ſtets nur durch Vergnügen erſetzt; Ueberdruß wirkte jetzt faſt ſo viel, als ernſte Beſinnung, und und machte ihm das Leben unerträglich. Ohne im mindeſten vernünftiger zu wer-

den, verfiel er in Traurigkeit. Die Bewunderung, die Leute dieser Art anfangs gewinnen, hat auch ihre Gränze; sie ermüden endlich ihre Bewunderer. Der gröſste Theil der Weiber, die sich so eifrig bemüht hatten, dem Prinzen zu gefallen, sahen sich jetzt mit Erröthen auf einer viel zu zahlreichen Liste, und wollten ihn nie gekannt haben; man schalt ihn boshaft, weil er auf diese und jene beissende Verse gemacht hatte, weil er seine besten Freunde neckte. Der Prinz that das alles blos, um sich zu belustigen; aber wie man nun ungerecht urtheilt!

Minette konnte nicht begreifen, was ihrem lieben Acaju so plötzlich um den Beifall der Welt gebracht hatte. Sie nahm ihre Brille zur Hand, um unbefangener darüber zu urtheilen, und fand nach genauer Untersuchung, daſs er frei-

lich ſehr witzig, aber darum nicht weniger ein Narr ſey. Er mußte ihr alles erzählen, was ihm in dem Lande der Ideen begegnet war. „O! rief ſie aus, als er der Traube erwähnt hatte, „nun wunderts mich nicht mehr, daß Sie ſo geiſtreich ſind.“

Wie ſo denn? fragte der Prinz.

„Weil Sie den geſunden Menſchenverſtand verloren haben.“

Allerliebſt geſchloſſen!

„Ich weiß, es wird ſchwer ſeyn, Sie zu überzeugen, am allerwenigſten mit verſtändigen Gründen; und zwar gerade deshalb, weil Sie den Verſtand verloren haben. Die Früchte im Lande der Ideen ſind ein zerſtörendes Gift für ihn. Zum Glücke habe ich ein Gegengift, gewiſſe Trauben, die den Witz

tödten, und das Gleichgewicht in der Seele wieder herstellen. Ich lasse zuweilen diejenigen davon essen, die eine zu lebhafte Einbildungskraft haben.“

„Nun, es gibt hier Leute, die sehr reichlich davon gegessen haben mögen, erwiederte Acaju, ich aber habe wahrlich nicht Lust, den Versuch zu machen. Den Witz verlieren? Meiner Treu, ein schönes Mittel vernünftig zu werden!

„Und doch kenne ich kein so sicheres, hob Minette wieder an, und Sie sind mehr, als irgend jemand im Stande, etwas davon aufzuopfern.“ Ueberzeugt, daß sie den geistreichen Prinzen durch Reitzung seiner Eigenliebe eher, als durch vernünftige Gründe bewegen könne, sagte ihm die Fee noch viel Schmeichelhaftes der Art; aber alle ihre Beredsamkeit war verloren. Der Prinz war viel zu närrisch.

um ſeinen Witz aufgeben zu wollen. Der Liebe war der Sieg vorbehalten.

Die Liebe, die erſte glückliche Liebe erwachte, als der Rauſch der Sinne verflogen war, als ſeine Eitelkeit keine Nahrung mehr fand. Er fühlte eine Leere in ſeinem Herzen, die nur ſie ausfüllen konnte; denn wer geliebt hat, dem kann nichts die Liebe erſetzen. Acaju öffnete der Fee ſein Herz, und wünſchte Zirfilen wiederzuſehen, wenn er auch den Witz darüber verlieren ſollte. Ninette nahm ſogleich ihre Krücke, um den Prinzen in einen Garten zu führen, den ſie allein kannte. Als ſie bei dem bezauberten Rebengeländer ankamen, mußte der Prinz eine Traube pflücken. Ninette betrachtete ihn darauf durch ihre Brille, und gab ihm Zirfilens Schärpe. „Prinz, ſprach ſie, kehren Sie ins Land der Ideen zurück. Sie halten dieſe Schärpe an einem Zipfel

fest, und lassen sie in der Luft flattern; die bezauberten Hände werden sich sogleich daran hangen, und Sie können sich derselben bemächtigen, um den Kopf der Prinzessinn zu ergreifen. Haben Sie Hunger oder Durst, so dürfen Sie nur ein Paar Weinbeeren essen. Der Prinzessinn mögen Sie immer auch einige geben, um den Schwindel zu vertreiben, der ihr den Kopf eingenommen hat; denn Sie würden sie sonst so verändert finden, daß Sie gegründete Ursache hätten, so [illegible] zu werden, als sie es bisher in ihrer Thorheit gewesen sind. Wohlan, essen Sie vor ihrer Abreise erst ein paar Beeren."

Der Prinz zögerte einen Augenblick; aber sein Wunsch, Zirkilen wieder zu sehen, war zu lebhaft, und vielleicht hielt er seinen Witz für bewährt und schußfest. Unglaublich schnell folgte die Wirkung,

als er einige Beeren genossen hatte. Es war ihm, als ob plötzlich eine dichte Wolke sich von ihm hebe, als ob ein Schleier seinen Augen entfalle. Beschämung war seine erste Empfindung, und seine ersten Worte waren lebhafte Aeusserungen seiner Dankbarkeit gegen Rinetten. Als er in den Pallast zurück kam, fand er ein paar Bände seiner Schriften auf dem Tische. Er wollte sie durchlesen, um seinen Zustand zu beurtheilen. Unmöglich, so etwas Albernes hätte er geschrieben? Er gähnte bei seinen Abhandlungen und Gedichten, und noch an demselben Abende pfiff er eines seiner Trauerspiele aus.

Am folgenden Morgen reisete er in das Land der Ideen, wo er alles, wie bei dem ersten Besuche fand. Er befolgte Rinettens Rath aufs genaueste. Sobald er sich durch die Schärpe der bezauberten

Hände bemächtigt hatte, eilte er, Zirfilens Kopf zu suchen. Vergebens öffnete er eine ungeheure Menge von Birnen. Endlich kam die Reihe an Aepfel, Pomeranzen, Pflaumen, und als er eine schreckliche Verwüstung angerichtet hatte, hörte er plötzlich ein lautes Gelächter. Er sah sich um, und erblickte den Kopf der Prinzessinn, die statt ihm entgegen zu kommen, über sein eifriges Suchen lose Scherze vorbrachte.

Entfernung schwächt die Liebe, und [illegible] Zirfilens Kopf hatte viel von der Lebhaftigkeit der Leidenschaft verloren, und fing an, in dem neuen Aufenthalte einheimisch zu werden. Acaju seufzte, aber schnell erinnerte er sich der Wunderkraft der Traube, und warf der Prinzessinn einige Beeren an den Kopf, die sie scherzend hinunterschlucke. Ihre Verblendung war augenblicklich

ver-

verſchwunden. Zirfile kam den bezauberten Händen entgegen, womit der Prinz ſie feſthielt. Welches Entzücken durchdrang ſeine Seele! Er ließ die Hände fliegen, wohin ſie wollten, und beſchäftigte ſich nur mit dem theuren Haupte ſeiner Zirfile. Sie konnte ſich ſeiner heiſſen Küſſe nicht erwehren, und glühte über und über, obgleich bei ihrem Zuſtande die Liebkoſungen ihres Freundes durchaus unbedenklich waren.

Der Prinz wickelte Zirfiens Kopf in die Schärpe, und nahm den Rückweg zu Mirettens Pallaſte. Die Nacht brach an; ein ſchrecklicher Sturm zwang ihn, eine Zuflucht zu ſuchen. Als er höchſt verlegen im Finſtern zwiſchen den Bäumen tappte, wo er jeden Augenblick ſich oder der Prinzeſſinn den Kopf zu zerſtoſſen fürchtete, entdeckte er endlich einen hellen Schimmer in der Ferne. Er gieng

darauf zu, und kam an einen Pavillon, der am Ende eines Gartens ſtand. Er klopfte. Nach einigen Augenblicken kam ein altes Mütterchen mit einer Lampe, und frägte murrend, wer er ſey, und was er ſuche. Der Prinz konnte ſich in dieſer, ſeines Standes ſo unwürdigen Lage, nicht entdecken. Er zögerte einige Augenblicke mit der Antwort, unentſchloſſen wofür er ſich ausgeben ſollte, aber die erſte Urſache ſeines Unglücks, und die Erinnerung an die ungeheure Menge von Töpfen, die er zerbrochen hatte, waren ſeiner Seele ſo lebendig, daß er faſt ohne Ueberlegung ſagte, er ſey ein Porzellanflicker, der um ein Nachtlager bitte. Das Geſicht der Alten erheiterte ſich ein wenig. „Seyd mir willkommen, ſagte ſie. Ihr könnt mir einen Dienſt erweiſen; ich habe einen geſprungenen Kammertopf, den Ihr mir flicken möget.“ Die Alte ging, das koſtbare Gefäß zu ſuchen, und brachte es

nach einigen Augenblicken dem Prinzen, der sogleich zum Werke schreiten sollte. Des Gewerbes sich schämend, wozu er sich bekannt hatte, und der Arbeit, die man ihm ansann, nahm der Prinz das Gefäß; aber in demselben Augenblicke erinnerte er sich seines Gelübdes, und in der Ueberzeugung, daß er eher die Rechte der Gastfreundschaft, als seinen Schwur verletzen dürfe, warf er den Topf an die Mauer.

In tausend Scherben flog sie umher, die — verhängnißvolle Sache, woran die Macht Podagrambo's und Harpaginens gebunden war. Sie hatten die alte Zauberinn zur Wächterinn derselben bestellt, seit dem Unfalle, der ihr unter der Obhut des Vaters begegnete. Ein Donnerschlag erschütterte die Lüfte, und ein furchtbares Geheul erscholl. Der Pallast sank in Trümmern. Der Genius und die Fee flohen voll ohnmächtiger Wuth in die Wüste, wo sie elend umkamen.

Unbekümmert über diese Zerstörung, eilte der Prinz an den schrecklichen Ort, wo Zirfiens Leib bezaubert lag. Die Flammen, die um denselben loderten, theilten sich bei Nadjo's Ankunft, und kaum hatte er den Kopf ihm nahe gebracht, als die — ganze Zirfile ihm hold erröthend entgegen sprang.

In diesem Augenblicke kam Ninette mit ihrem ganzen Hofe. Ihr erster Gedanke war, Aminen und Zobeiden aus dem finstern Kerker zu erlösen, ihr zweiter, die Verlobung des liebenden Paares zu feiern, wozu sie im Vertrauen auf die Sinnesänderung des Prinzen die letzten Vorbereitungen gemacht hatte. Beide lebten glücklich, von vielen Kindern umringt, die alle einen großen Hang zur Liebe hatten, und Wunder von Geist und Witz waren, ohne daß sie nöthig hatten, im Lande der Ideen Trauben zu essen.

IV.

Mignonette.

Es war wohl eine ſchöne Sache um den Schutz der Feen; aber das königliche Paar, deſſen Beſchützerinn Fee Brummbart war, mußte ihn doch theuer erkaufen. Sie führte den Nahmen mit der That. Immer murmelte ſie etwas zwiſchen den Zähnen, hundertmal wiederhohlte ſie eine Sache, und an allem, was man that, an allem, was jemals geſchehen war, fand ſie etwas zu tadeln. Den kleinen Fehler abgerechnet, war ſie die beſte Frau von der Welt; denn man konnte zuweilen wohl eine Gefälligkeit von ihr erlangen. Der König und die Königinn baten ſie ſehr oft, ihnen Kinder zu ſchenken. Was kann eine Fee nicht ſchenken!

Aber Frau Brummbart antwortete immer: „Seht mir doch, Kinder! Wozu denn Kinder? Um sie schreien zu hören? Um Sie toll zu machen, und mich dazu? Was kann man mit Kindern anfangen! Die Mädchen sind schwer zu hüten und schwer unter die Haube zu bringen, die Knaben werden wüste Bursche.“

Das waren die einzigen Antworten auf die dringenden Bitten des königlichen Paares, und der näselnde, unmuthige Ton, womit sie gegeben wurden, machte sie noch unerträglicher. Endlich aber ward die Königinn schwanger; mochte es Zufall seyn, oder Vergünstigung der Fee, die zuweilen ihre guten Augenblicke hatte. Sie erfuhr sogleich dieses, für Haus und Land so wichtige, Ereigniß. Sie kam, nicht um Glück zu wünschen, um Theil an der allgemeinen Freude zu nehmen; sondern um die Königinn zu fragen, wa-

um ſie ſchwanger ſey, und ihr einen Vorwurf darüber zu machen, daß ſie es erſt jetzt ſey. Die arme Königinn konnte bei allen den Unfreundlichkeiten, die ſie anhören mußte, ihre Thränen nicht zurückhalten. Dieſer Anblick entrüſtete ihren zärtlichen Gemahl ſo ſehr, daß er ſich des Unwillens nicht erwehren konnte, und der Fee ein wenig zu ſtark antwortete. Unglücklicher Weiſe warf er ihr mürriſche Laune vor. Welche Freude für Frau Brummbart, daß ſie zum erſten Male Recht hatte! Der König war wirklich ein wenig zu weit gegangen. Und mit welchem Schwall von Worten ſie den Triumph ausdrückte! Sie ſchwur bei ihrem Zauberſtabe und ihrem Schlüſſelringe, Rache für dieſe Mißachtung zu nehmen. Er fürchte nichts, und Könige ſeyen unabhängig, antwortete jener, von Zorn verblendet. — „Ja, Sie ſind König, hob Frau Brummbart wieder an: „Sie ſind

mir ein gar grober, ein gar gelehriger König, und ich, ihre Erzieherinn, erlebe wahrlich Freude an Ihnen. Sie sind König, aber Sie werden auch Vater seyn, weil Sie so viel Lust dazu haben. Ich schwör' es Ihnen, Sie sollen es mehr seyn, als Sie wünschen. Wir wollen sehen, wie Sie sich dabei befinden werden."

Ungestüm entfernte sich Frau Brummbart nach diesen Worten. Die Königinn war über die Drohungen der Fee nicht wenig bekümmert, und theilte ihrem Gemahle, dessen Zorn bald verrauchte, ihre Bekümmernisse mit. Aber was war zu thun. Beide blieben in großer Unruhe.

Uebellaunige Menschen haben nicht immer Anfälle, und bereuen oft, daß sie Andere unter ihrem Unmuthe haben leiden lassen. Vielleicht war die Fee in diesem Falle, oder vielleicht gefiel es ihr nir-

gend beſſer, als an dieſem Hofe, wo ſie ungehindert keifen konnte. Sie kam wieder. Ohne des Vorgefallenen zu erwähnen, war ſie übellauniger, als je, weil ſie Unrecht gehabt hatte, aber mehr noch, weil das königliche Paar ſich jetzt, wo möglich, noch unterwürfiger zeigte.

Die Königinn kam endlich mit ſieben ſchönen Kindern nieder. Wie viele Kinder! ſprach ſie mit tiefem Schmerze zu der Fee.

„Ei daß dich! rief dieſe. Sie haben ja Kinder gewollt. Da haben Sie Kinder. Nach ihrem Reden glaubt' ich, könnten Sie ihrer nicht genug bekommen. Sehen Sie zu, wie Sie fertig werden, das iſt Ihre Sache. Aber es wird noch beſſer kommen, ſollen Sie wiſſen. Wären Sie folgſam unter meiner klugen Leitung geweſen, ſo hätten Sie Kinder bekommen, wie andere Leute; aber Sie

haben Kinder gewollt, und auf mein Wort! Sie sollen Kinder haben.“

Ach! antworte die Königinn, ich dächte wir hätten schon mehr, als genug.

„Possen auch! Sieben sind eine Kleinigkeit.“

Die Fee hatte Recht. Ein Jahr später gab die Königinn abermals sieben Prinzen oder Prinzessinnen das Leben. Man mußte sie ohne Murren annehmen; es hätten ja noch mehrere folgen können. Frau Brummbart keifte über die ungeheure Menge von Kindern, als ob die arme Königinn Schuld daran gewesen wäre; endlich ließ sie sich denn doch durch die Thränen und die Geschmeidigkeit ihrer Schützlinge zu dem Versprechen bewegen, es sollten die letzten sieben seyn. Aber vierzehn Prinzen und Prinzessinnen ein Geblüt — welche Last für ein Land!

Die Fee vergaß, daß ſie ſich durch dieſen überreichen Eheſegen ſelbſt eine Beſchwerde auflegte. Wie viele Ammen, wie viele Kindermuhmen hatte ſie zu beſorgen! Und welcher Lärm in der Kinderſtube, wo auch kein Winkel frei war!

Damals herrſchte groſſe Sitteneinfalt an den Höfen. Die königlichen Kinder ſuchten ſich ihre Geſpielen unter den Kindern der Unterthanen. Nicht weit vom Schloſſe wohnte ein ehrlicher Kohlenbrenner, der in ſeiner kleinen Hütte ruhig von ſeinem Gewerbe lebte. Alle Nachbarn achteten den braven Mann, ſelbſt der König hielt viel auf die Einſichten deſſelben, und fragte ihn bei wichtigen Angelegenheiten gern um Rath. Er hieß nur der Köhler ſchlecht weg, und jedermann wollte nur von ihm Kohlen haben. Nach vollbrachtem Tagewerk, kam er in ſeine Hütte, um Ruhe und Freiheit zu ge-

nießen. Seit langer Zeit war er Wittwer, und Vater einer Tochter, die Mignonette hieß. Der dicke Kohlendampf, der ihres Vaters Hütte erfüllte, konnte die Regelmäßigkeit ihrer Züge nicht verderben, und die elenden Kleider, welche sie trug, bedeckten die Reitze natürlicher Anmuth. Der kleine Perfin, der jüngste Sohn des Königs, ein munterer, lieblicher Knabe, zog Mignonetten allen andern Gespielen vor. Beide waren unzertrennlich.

Je älter indeß der Köhler ward, desto mehr bekümmerte ihn seines Kindes Schicksal. Die Güte, welche der König gegen ihn verrieth, schien ihm noch kein sonderliches Hülfsmittel zu seyn. „Ja! der gute König hat der eigenen Kinder genug! sagte er oft sinnend. Er mag für sich selbst genug von Frau Brummbart zu bitten haben, und Frau Brummbart ist so eine wunderliche Heilige, daß

er ihr mit einer Bitte für meine Tochter nicht kommen wird. Und wenn er's mir auch verſpräche, ich könnte mich doch nicht darauf verlaſſen.“ So fand er am Ende ſeiner Betrachtungen den König immer noch unglücklicher, als ſich ſelbſt, und nichts erleichterte ſeine Unruhe. Er ging oft in das Schloß der wohlthätigen Fee Praline. Eines Tages ſah ſie ihn im Hofe, ließ ſich mit ihm ins Geſpräch ein, und war mit ſeinen ſinnvollen Antworten zufrieden. Seine Beſorgniſſe über Mignonettens Schickſal rührten ſie ſo ſehr, daß ſie für das Kind zu ſorgen beſchloß. Sie befahl ihm, ſeine Tochter am nächſten Tage zu ihr zu führen. Wer war froher, als der Köhler! Und doch welcher Schmerz für ihn, als er den Befehl vollziehen mußte, der ihn von dem geliebten Kinde trennen ſollte. In ihrem ſchönſten Putze ging Mignonette fort. Fröhlich hüpfte ſie um ihren Vater, lief bald voraus, kam

bald an seine Hand zurück und rief immer singend: Wir gehn aufs Schloß! Mehr wußte sie auch nicht von der Reise.

Pralins empfing sie gütig, aber als der schönen Sachen, die sie sah, und aller süßen Geschenke ungeachtet, wollte Mignonette nicht von ihrem Vater lassen, und als sie ihn nicht mehr sah, weinte sie die ersten Kummerthränen in ihrem Leben. Sie ward der Fee darum nur desto lieber. Aber die Thränen versiegten nach und nach, und Mignonette ward unter Pralinens gütiger Leitung bald das liebenswürdigste Kind. Mit offnen Armen lief sie ihrem Vater jedesmal von weiten entgegen, und achtete es nicht, wenn sie sich an ihm schwarz machte, und ihre schönen Kleider beschmutzte. Nach den ersten Liebkosungen fragte sie immer nach dem Prinzen Perfin, und gab dem Köh-

ler ihr ſchönſtes Spielzeug und das beſte Zuckerwerk für ihn mit. Der Vater richtete dieſe Aufträge pünktlich aus; Perſin fragte immer nach Mignonetten, und wünſchte ſie wiederzuſehen.

Das liebenswürdige Mädchen war zwölf Jahre alt geworden, als die Fee den Köhler eines Tages in ihr Kabinet rief. Er mußte ſich durchaus niederſetzen. Ein ſeltſamer Anblick! Auf den geſtickten weißen Atlasdecken des Sofa's der Mann mit dem geſchwärzten Geſichte, der ſich hier gar nicht auf ſeinem Platze fühlte. Ich liebe eure Tochter, mein guter Freund, hob Praline endlich an.

„O Ihr ſeyd ſehr gnädig, erwiederte der Köhler; aber wahr muß es ſeyn, es iſt ein artiges Ding.“

Sagt mir, was ſoll ich für ſie thun? fuhr die Fee fort. Ihr werdet wiſſen, ich muß dieſe Gegenden bald verlaſſen.

„Ei nun! Ihr seyd so sehr gütig — nehmt doch meine Tochter mit.“

Das kann ich nicht; aber ich kann ihr Glück machen. Was wünscht Ihr für sie?

„Nun denn! so macht sie gefällig zu einer Königinn, und wenn das Königreich auch nur ganz winzig klein wäre.“

Ueberrascht durch dieses Verlangen, stellte ihm die Fee vor, daß die Beschwerde wachse, je höher man erhoben werde. Mühseligkeiten gebe es überall, so viel er gehört habe, erwiederte der Köhler, und die Beschwerden des Königslebens hätten denn doch mehr tröstliches als alle andern. „Ich für mein Theil möchte nicht König seyn“, setzte er hinzu: „Behüte! Ich will Köhler bleiben, das ist mein Handwerk, und ich verstehe mich

vielleicht auf kein anderes. Aber Mignonette ist noch jung, es wird ihr drum nicht so schwer seyn, das Handwerk zu lernen, das ich Euch vorschlage. Ich weiß ungefähr auch wohl, wie's damit darinn zugeht, ich seh' es ja alle Tage treiben."

Wir wollen sehen, sagte die Fee beim Abschiede. Ich will thun, was mir möglich ist. Aber ich sag' es Euch voraus, sie wird viel zu leiden haben.

Mag's doch! antwortete der Köhler, ich habe auch gelitten, um am Ende eben nichts sonderliches zu werden. Seyd nur so gütig, sie zur Königinn zu machen, das ist alles, was ich von Euch begehre."

Frau Brummbart hatte indeß fast für alle vierzehn Sprößlinge des Königs und der Königinn gethan, was der gute Köh-

ler so eifrig für Mignonetten wünschte: Dreizehn saßen auf Thronen, nur der Jüngste allein, Prinz Persin, hatte auch noch nicht einmal Anwartschaft auf den bequemen Sitz. Eines Tages kam sie in ihrer gewöhnlichen Stimmung an den Hof, und sah, wie der Prinz von seinen Aeltern geliebkoset ward. „Da sieht man's! sprach sie. Aus den verhätschelten Söhnlein wird was werden! Was gilt die Wette, er hat noch nichts gelernt? Her zu mir! rief sie dem Prinzen zu: „sage mir sogleich deine Lection, und fehlt ein Jota, so gibt's Hiebe."

Prinz Persin wußte alles ganz vortrefflich, und mehr, als sein Alter erwarten ließ. Seine Aeltern wagten es nicht, ihre Freude zu äußern, aus Furcht den Unmuth der Fee zu reitzen, die immer wiederhohlte, der Unterricht sey viel zu gelehrt für den Kleinen. „Aber warum

haben Sie für ihn noch nichts von mir begehrt? hob ſie endlich an. „Die andern habe ich alle verſorgen müſſen, und man wird nie etwas Einfältigers auf Thronen geſehen haben. Aber dieſen da, aus dem etwas zu werden ſcheint, den wollen Sie nach Herzensluſt verzärteln. Ich muß hier wohl ein Einſehen haben; auf der Stelle ſoll er fort. Man weiß es ja in der Welt, daß ich ihre Freundinn bin, und man ſoll mir ihretwegen keine Vorwürfe machen. Fort muß er, dabei bleibt's. Laſſen Sie ihre Meinung hören, was wir machen. Ich nehme gern Rath an.“

Der König und die Königinn antworteten mit der größten Sanftmuth, daß die Entſcheidung ganz von ihrer gütigen Beſchützerinn abhange.

„Reiſen muß er“ verſetzte die Fee.

Vortrefflich! riefen jene beiden zugleich. Aber erwägen Sie doch, fuhr die Königinn fort, wie sehr unsere übrigen Kinder den Schatz erschöpft haben. Wir können ihn ja nicht standesmäßig reisen lassen, und wie unangenehm würd' es für uns seyn, wenn er in seinem schlechten Aufzuge auf dem ganzen Wege immer sagen müßte: Und ich bin ein Sohn des Königs und der Königinn!

„El sehen Sie doch, rief die Fee, die liebe Eitelkeit! Die kleidet auch wohl, wenn man vierzehn Kinder hat! Und ich bitte Sie, was haben ihre Kinder Ihnen denn gekostet? Nichts als das Bischen Mühe, sie zu zeugen. Aber da seh' ich's nun, wie unerkenntlich Sie gegen alles sind, was ich gethan habe."

Verzeihen Sie, hob die Königinn mit ehrfurchtsvoller Schüchternheit an: mein

Gemahl hat doch alle Koſten ſehr genau in ſeinem Ausgabebuche aufgezeichnet.

„Ausgabebuch? fiel die Fee ein. Allerliebſt! Wo gab es je einen König, der ſo etwas that? Ich habe ihrer wohl hundert gekannt, aber von keinem einzigen weiß ich eine ſolche Erbärmlichkeit. In der That, man kann mir nicht vorwerfen, daß ich Ihnen nichts ſage, daß ich Sie auf ihre Fehler nicht aufmerkſam mache; aber was fruchtet mein Rath! Ich werde nicht mehr ſo gutmüthig ſeyn, ich werde ihn künftig für mich behalten. Laſſen Sie uns der Sache ein Ende machen. Der Kopf wird mir warm. Ihr Kleiner iſt lebendig, wie ein Schmetterling; Sie ſind immer zu nachſichtig gegen ihn geweſen, und er wird wohl auf dem ganzen Wege ſagen: Und ich bin der Sohn des Königs und der Königinn! . . Warum, fuhr die Fee fort, ſich zu dem

Prinzen wendend: „warum wirst Du so etwas sagen?“

Ich will nur sagen, was Sie mir befehlen werden, erwiederte Prinz Persin.

„Davon ist die Rede nicht, rief die Fee. Antworte mir auf meine Frage. Warum wirst Du etwas sagen, wovon Du weißt, daß es sich nicht schickt? Denn Du wirst es sagen, weil dein Vater und deine Mutter, die Dich wohl kennen, Dich zum voraus entschuldigen wollen.“

Sie haben Ihnen gesagt, was sie fürchteten, versetzte Persin, aber ich versspreche Ihnen, es nicht zu thun.

„Ei, seh' doch Einer, der will schon räsoniren! Doch wie wär's auch Wunder; der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Aber ich schwöre Dir, Du sollst es nicht auf dem ganzen Wege sagen. Man wird Vorsorge zu treffen wissen.“

Bei dieſen Worten berührte ſie den Prinzen mit dem Stäbchen, das die Feen bekanntlich immer bei ſich führen, um nöthigen Falles ſogleich bezaubern zu können. Perſin ward ein allerliebſter Hänfling. Der König und die Königinn nahmen ihn einer nach dem andern auf die Hand; aber ſie hatten kaum Zeit, ihn zu küſſen. Er entfloh, gehorſam dem Gebote der Fee, welche die ſchrecklichen Worte ſprach: **Geh wohin du kannſt, thue was du mußt!** Frau Brummbart blieb nicht ganz ungerührt bei den Thränen der königlichen Aeltern. „Aber — ſagte ſie beim Abſchiede, auch das iſt eure Schuld! Wie konnt' ich anders!“

Mit ihrer verſtimmten Laune kam ſie in die Verſammlung der Feen, wo ſie die gute Praline fand. Wovon das Herz voll iſt, deß geht der Mund über. Das Sprüchwort gilt, wo auch eben nicht viel

Herz ist. Frau Brummbart sprach unmuthig von allen Angelegenheiten ihrer königlichen Schützlinge, von ihrer schweren Mühe, die vierzehn Kinder standesmäßig zu versorgen, und fragte am Ende die gefällige Praline, ob sie nicht über irgend ein Königreich, oder irgend eine Prinzessinn zu verfügen habe, die für den kleinen Persin paßten. Praline wollte sich des Prinzen gern annehmen; aber erst mußte sie seine Gesinnungen prüfen, und Frau Brummbart durfte sich ganz und gar nicht mehr um ihn kümmern. „Machen Sie mit ihm, was Sie wollen, wenn ich nur nie mehr von ihm reden höre", sprach die übellaunige Fee, und trat Pralinen förmlich alle ihre Feenrechte über den Prinzen ab.

Persin's neue Beschützerinn ward durch die Aehnlichkeiten überrascht, die sie zwischen ihm und ihrer Mignonette fand.

Sie wollte beide ſorgfältiger beobachten, weil ſie ihren kleinen Liebling glücklich zu machen wünſchte, aber — ſie ſollten ſelbſt ihr Glück ſuchen. Ihre erſte Sorge war, den Hänfling zu fangen, der fröhlich durch die Büſche flog. Wie hätte er der Macht der Fee widerſtehen können! Sie fing ihn ohne Schwierigkeit, ſetzte ihn in einen ſchönen Käfich, und nahm ihn mit ins Schloß. Sobald das Vögelchen Mignonetten erblickte, kehrte ſeine ganze Munterkeit zurück; es ſchlug mit den Flügeln, und biß ungeduldig in die Stäbe ſeines Gefängniſſes. Welche Luſt, aus Mignonettens holden Munde liebkoſende Nahmen zu hören! Welche Pein, ihr nur durch ein Gezwitſcher antworten zu können, das freilich ein ſehr unzulänglicher Ausdruck für Perſins zärtliche Empfindungen ſeyn mochte! Mignonette war gerührt, und bat ſo angelegentlich um das artige Vögelchen, daß Pralin lächelnd es ihr über-

ließ. Gern gab sie das Versprechen, den Hänfling sorgfältig zu pflegen, und erfüllte es mit Freuden.

Der Tag, wo Praline abreisen mußte, kam endlich heran. Sie nahm bewegt Abschied von ihrem lieblichen Zögling. „Hüte das Vögelchen, sagte sie. Daß es ja nie aus seinem Käfich kommt! Wenn es davon flöge, so würd ich mit dir zürnen, und großes Unglück würde dich treffen.“

Die arme Mignonette blieb ganz allein in dem Schlosse zurück. Aber was hilft ein reitzender Aufenthalt, wenn man Kummer im Herzen hat! In dem anmuthigen Garten konnte sie zu jeder Stunde die süßesten Früchte aller Himmelstriche pflücken, und überall fand sie das Köstlichste, wornach ihr nur gelüsten mochte; aber ihr lieber Hänfling war immer ein-

geſchlafen in ſeinem Käfich. Jeden Augenblick trat ſie zu ihm, und nie fand ſie ihn wach. Es wäre grauſam von der Fee, meinte ſie, ihr den ſchwachen Troſt zu rauben. Endlich, als vergebens jedes Mittel verſucht war, das Vögelchen zu erwecken, wollte ſie es nur ein wenig näher betrachten, um das Geheimniß zu erforſchen, das auf jeden Fall dem Betragen der Fee zum Grunde lag. Nicht ohne Beſorgniß faßte ſie den Entſchluß, und ſie empfand die Unruhe, die man bei der Uebertretung eines ausdrücklichen Verbotes immer fühlt. Mehr als einmal öffnete ſie den Käfich, und ſchloß ihn ſchnell wieder; aber endlich machte ſie ſich Vorwürfe über ihre Furchtſamkeit, ward kühner, und nahm den Vogel in ihre zarten Händchen. Schnell flog er davon, und ſetzte ſich auf die Einfaſſung des Fenſters. Zum Unglücke war es offen geblieben; ſo wenig hatte ſie den Unfall

vorausgesehen. Von Angst und Unruhe ergriffen, wollte sie ihn wieder fangen. Er flog in den Garten, sie aus dem niedrigen Fenster ihm nach. Mit welchen zärtlichen Worten, mit welchen unschuldigen Liebkosungen sie ihn lockte! Aber das Vögelchen flog immer weiter, wenn sie es eben zu erhaschen glaubte. Mit lebhaften Schmerze sah sie es endlich an den Rand eines großen Waldes kommen. Wie konnte sie hoffen, einen Hänfling in einem Walde wiederzufinden! Diese Bekümmernis bewegte sie nicht lange, denn aus dem Vögelchen, auf welches immer ihr Auge sich heftete, ward plötzlich Prinz Persin, der Gespiele ihrer Kindheit. Wie? rief sie aus, Sie sind es? Und Sie fliehen mich!

„Ja ich bin's, holde Mignonette! erwiederte Persin. Eine höhere Gewalt zwang mich, Sie zu fliehen, und auch

jetzt hält ſie mich gebunden, wenn ich mich Ihnen nähern will.“

Er hatte Recht. Beide ſahen es, ſie mußten wenigſtens vier Schritte von einander entfernt bleiben. Mignonette vergaß in ihrer Freude leicht, daß ſie der Fee ungehorſam geweſen war, und ihre Beſorgniſſe ſchwiegen, je mehr die Liebe ihr Herz ergriff.

Die guten Kinder wagten es nicht, ins Schloß zurückzukehren, und der Wege waren ſie auch faſt gar nicht kundig. So kamen ſie in den Wald, wo ſie Haſelnüſſe pflückten, und ſich erzählten, was ihnen ſeit der Trennung begegnet war. Aber wer weiß, wohin ihre Unerfahrenheit ſie geführt haben würde, wenn nicht Zaubergewalt ſie auf vier Schritte getrennt hätte. Endlich erblickten ſie ein Bauernhaus, und gingen darauf zu, um ein

Nachtlager zu finden. Persin wollte Mignonetten keiner Gefahr aussetzen, und erst selbst Kundschaft einziehen. Sie sollte unter dem Schatten einer hohen Eiche seine Rückkehr erwarten. Eine alte Frau kehrte vor dem Hause, und nahm Persins Bitte, ihm und Mignonetten ein Nachtlager zu geben, mit sehr unfreundlicher Miene auf. „Ihr mögt wohl ein Paar ungerathene, verlaufene Kinder seyn, die kein Mitleid verdienen.“ Persin erröthete anfangs, aber bald gefaßt, bot er alles auf, die Alte zu erweichen, weil er vor dem Gedanken zitterte, das liebe Mädchen in dem Walde lassen zu müssen, wo wilde Thiere drohten. Die Gefahr war näher, als er ahnete. Während er noch mit der Alten sprach, gieng der Riese Koloquint, von der Bärenjagd zurückkehrend, bei Mignonetten vorüber. Ihre Reitze bezauberten ihn, und ohne

ein

ein Wort an ſie zu richten, gab er einem ſeiner Begleiter den Befehl, das ſchöne Mädchen zu greifen, und ſie ihm unter den Arm zu reichen. Das Machtgebot ward ſogleich erfüllt. Kolokuint gab ſeinem großen Pferde die Spornen, und eilte mit der Beute davon. Jetzt machte ſich Mignonette Vorwürfe über ihren Ungehorſam gegen die Fee; aber zu ſpät! Ihr Geſchrei drang bis zu Perſin, der noch immer vor der Hütte ſtand. Er eilte ſchnell zu dem Baume, wo er ſie zurück gelaſſen hatte, und wie groß war ſein Schmerz, als er ſie unter dem Arme des forteilenden Rieſen ſah! Wäre er an ihrer Seite geweſen, nur nach ſeinem Untergange hätte die Gewaltthätigkeit vollbracht werden können. Aber der arme Prinz verlor den Räuber bald aus dem Geſichte, und ſah nur noch auffliegende Staubwolken, deren Spur er folgte.

Die Sonne sank. Persin konnte nicht weiter gehen, als die Dunkelheit angebrochen war, und warf sich, in tiefen Schmerz versinkend, auf's Gras nieder. Plötzlich erblickte er ein kleines Flämmchen an seiner Seite. Es hielt es für ein Johanniswürmchen, und achtete nicht darauf; aber das Licht ward immer größer, und endlich so groß, daß es eine Frau in braunem Gewande umleuchtete. „Tröstet Euch, Persin, sprach sie, und überlaßt Euch nicht der Verzweiflung. Nehmt diese Körnerähre, worin Ihr immer etwas finden werdet, wenn Hunger und Durst Euch quälen. Dieses kleine Haselstöckchen legt unter euren linken Fuß, und rufet mich, so oft Ihr meinen Beistand braucht. Dieser Hund soll fortan euer Begleiter seyn. Ihr möchtet seine Hülfe nöthig haben. Lebt wohl, Persin. Ich bin Praline."

Alle Geschenke, alle Gunstbeweise der

Fee, hatten Perſins Gemüth nur ſchwach bewegt; aber kaum hörte er den Nahmen, der ihm Mignonette ſo theuer gemacht hatte, als er Pralinens Knie umfaßte. O! rief er aus, Mignonette iſt mir geraubt. Können Sie an etwas anderes denken, als an den Beiſtand, den Sie ihr leiſten müſſen?

„Ich weiß, was ihr begegnet iſt, verſetzte die Fee. „Sie iſt mir ungehorſam geweſen. Ich mag nichts mehr von ihr hören. Perſin allein kann ihr Beiſtand leiſten.“

Das Feuer erloſch, als die Fee dieſe Worte geſprochen hatte. Unter den ſchmerzlichen Empfindungen, die ihn bewegten, freute ſich Perſin des ſüßen Gedankens, daß er allein für Mignonetten etwas thun könne; aber es quälten ihn doch tauſend unruhige Beſorgniſſe, und die Liebkoſungen ſeines Hundes konnten

seinen Kummer keinen Augenblick zerstreuen. Endlich brach der Tag an, den er ungeduldig erwartete. Persin setzte seinen Weg so eilig fort, daß er am Abend in des Hauptstadt des Riesen ankam. Jeder sprach von Mignonettens Schönheit, von Koloquints Liebe, und mancher versicherte sogar, es sey schon Anstalt zur Hochzeit gemacht. Welche Nachrichten für Persins Herz! Den Leuten, mit welchen er sich unterhielt, fiel sein schäfermäßiger Anzug auf. Welch ein hübscher Hirt! sagten sie. Warum bietet er sich nicht an, die Schafe des Königs zu hüten? Er würde gewiß willkommen seyn.

Diese Reden, und der Wunsch, sich Mignonetten zu nähern, trieben den Prinzen, seine Dienste dem Riesen anzutragen. Koloquint nahm ihn an. Persin blieb zwar immer noch weit von der Wohnung seiner Geliebten entfernt; aber es

war doch ein kleiner Troſt für ihn, wenn er im Hauſe ſagen hörte, das Koloquint ſehr traurig ſey, weil Mignonette ihn nicht liebe. Als er einige Tage nachher ruhig ſeine Heerde hütete, flog plötzlich ein Wagen aus dem Pallaſte. Mignonette ſaß auf dem Wagen. Zwölf Neger mit gezogenen Säbel ritten um ſie her. Wohin? Wohin? rief Perſin vergebens, ſeinen Schäferſtab ihnen entgegen haltend. Mignonette ward ohnmächtig, als ſie den Prinzen in dieſer Gefahr ſah, und Perſin fiel beſinnungslos nieder. Sobald er ſich erhohlt hätte, nahm er ſein Haſelſtöckchen zur Hand, und Pealine erſchien auf der Stelle. Mignonette iſt verloren! rief er ihr zu. Vielleicht lebt ſie ſchon nicht mehr!

„Seid unbekümmert! antwortete die Fee. Koloquint iſt unwillig über die Vergnung, die er von ihr erhält, über

die Treue, die sie Euch bewahrt, und läßt sie in den finstern Thurm führen. Es ist eure Sache, hineinzudringen. Sinnet nach, Prinz! und seyd meines Beistands versichert. Aber Ihr müßt wissen, daß ich Euch nicht wieder in einen Vogel verwandeln kann, weil Ihr es schon gewesen seyd. Der finstre Thurm ist ein schrecklicher Kerker! Mignonette wird viel leiden müssen; aber sie wird behandelt, wie sie's verdient. Warum hat sie mir nicht gehorcht?"

Mit diesen Worten verschwand die Fee. Der Prinz, oder vielmehr sein Hund, trieb die Heerde auf dem Wege hin, den Mignonettens Wagen genommen hatte. Er sah bald den schrecklichen Kerkerthurm, der mitten auf einer Ebene stand, und ohne Thore, ohne Fenster war. Es führte nur ein unterirdischer Zugang dahin, dessen geheime Oeffnung in einem benach-

harten Berge war. Perlin freute ſich der Geſchicklichkeit ſeines Hundes, der alles Nöthige beſorgte, während der arme Prinz ſein Auge unverrückt auf den Thurm hefte tete. Ach es ſchien ihm mit jedem neuen Blick auf die finſtern Mauern unmöglicher zu werden, hineinzudringen! Aber was vermag nicht die erfinderiſche Liebe? Der erleuchtende Gedanke kam ſchnell, und eben ſo ſchnell ſtieg der Wunſch zu der guten Praline empor, ihn in einen — Papierdrachen zu verwandeln. Die Fee war's zufrieden, und gab dem Hunde die Macht, Perſins Wunſch zu erfüllen. Dreimal bellte der Hund, nahm das Haſelſtöckchen ins Maul, und berührte den Prinzen damit. Perſin ward auf der Stelle ein Papierdrache. Durch den Beiſtand des gewandten, treuen Hundes erhob er ſich in die Lüfte, und kam leicht auf die Zinne des finſtern Thurmes.

Es war bei Mignonetten, er hörte

die Betheurungen ihrer Liebe. Und mit welchem Entzücken — denn die Sprache war ihm geblieben — bezeigte er ihr seine Dankbarkeit für ihre Liebe, für das Opfer einer Krone, das sie ihm gebracht hatte! Er hätte es wohl vergessen, daß er nicht immer auf dem Thurme bleiben dürfe, und schwerlich an seine Schafe gedacht, wenn nicht der Hund, achtsamer auf das Gebot der harten Nothwendigkeit, an der Leine gezogen hätte, sobald es Zeit war. Perun bekam seine Gestalt wieder, als er die Erde berührte, und führte seine Heerde heim, während er nur an den glücklichen Augenblick dachte, der ihn wieder zu seiner Mignonette bringen sollte.

Wie traurig war Perun, wenn kein Wind wehete, der ihn zu seiner Geliebten tragen konnte! Aber ihr stilles Glück ward bald gestört. Es gab immer Leute, die sich um Dinge bekümmern, die sie nicht

kümmern ſollten, andere, die viel wiſſen wollen, und noch mehrere, die ſich gern ein Verdienſt erwerben. Der Papierdrache, der ſo oft auf dem finſtern Thurme lag, ward bemerkt, und Koloquint wußte bald um die ſeltſame Erſcheinung. Zornig eilte er in die Ebene, um den Verwegenen zu ſtrafen, der auf dieſem Wege der ſchönen Gefangenen Briefe zukommen ließ; denn wie hätte er ahnen ſollen, daß der papierne Liebhaber ſolche Repräſentanten ſeines zärtlichen Herzens füglich entbehren konnte. Perrin und Mirgwonette waren eben in dem ſüßeſten Geſpräche, als der Hund ſo heftig an der Leine zog, daß der Prinz ſchnell wieder ein Spiel des Windes ward. Koloquint eilte ſchon hinter dem Hunde her. „Wo iſt der Hirt?“ rief er heftig. „Wo iſt der Hirt? Nieder mit dem Verräther, der mir verſchwiegen hat, was hier vorgeht.“

Der Hund fürchtete, daß ihm der Riese die Leine aus dem Maule reissen werde, um an dem armen Drachen seine Wuth auszulassen. Sogleich überließ er ihn dem heftig wehenden Winde, der den leichten Liebhaber eine Stunde weit auf das Gebirge trug. Der kluge Hund hatte noch so viel Zeit, die Kürbisflasche, den Schäferstab und das Haselstöckchen seines Gebieters zu ergreifen, ehe sich der Riese näherte, und eilte mit seiner Beute dahin, wo der Papierdrache niedergefallen war. Sobald er ihn gefunden, gab er dem Prinzen seine Gestalt wieder. Unter dem Schutze der Nacht verbargen sich beide in dem Gebirge, während Kolosquint, außer sich vor Wuth, seine Heerde selbst nach Hause treiben mußte.

Perkin sah alles, was unten in der Ebene vorging; und mit welchem Schmerze

er

erblickte er zahlreiche Heerhaufen, die ſich auf des Rieſen Befehl ſammelten, um den finſtern Thurm Tag und Nacht zu bewachen. Der Prinz verlor alle Hoffnung, Mignonetten zu erlöſen. Praline war ſeine letzte Zuflucht. Sie erſchien. Perſin verlangte eben ſo zahlreiche Heerhaufen, um Koloquints Kriegsleute niederzuwerfen; aber ohne ein Wort zu ſagen, gab ihm die Fee ein Bündel Birkenruthen, nebſt einem großen Beutel mit Zuckerwerk, und verſchwand.

Man verſteht ſonſt nicht leicht Spaß in Dingen, die uns ſehr nahe am Herzen liegen. Aber ohne über die lächerlichen Geſchenke mißlaunig zu werden, überließ ſich Perſin dem Vertrauen, das Feen gebührt, dem Vertrauen, das Liebe uns einflößt, nahm den Beutel unter den linken Arm, in die rechte ſein Ruthenbündel,

und ging mit seinem Hunde trotzig den Feinden entgegen. Je näher er ihnen kam, desto kleiner wurden sie, und ihre Reihen kamen in Unordnung. Als der überraschte Prinz so nahe war, um sich ihnen verständlich zu machen, als er sah, daß alle diese mächtigen Krieger, diese schnurbärtigen Grenadiere, kleine vierjährige Knäblein geworden waren, da rief er mit drohender Stimme: Ergebt Euch, oder Ihr kriegt die Ruthe! — In demselben Augenblicke legten alle die Waffen nieder, und liefen weinend davon. Der Hund eilte ihnen nach, und verbreitete noch mehr Unordnung und Schrecken. Allen, die er einhohlte, gab er Zuckerwerk, und dieses Mittel hatte sogleich die wunderbare Wirkung, sie so unterwürfig zu machen, daß sie ihm überall folgten. Ihr Beispiel lockte mehrere kleine Flüchtlinge zurück, und es währte nicht lange, als sich Persin von einem furchtbaren

Heere umgeben ſah; denn alle, die ſich ihm ergeben hatten, bekamen ihre Geſtalt und ihre Stärke wieder.

Koloquint kam hinzu, um den Verluſt ſeiner Krieger mit eigenen Augen zu ſehen, und ſo ſtark und rieſenhaft er immer war, er wurde beim Anblick des Prinzen ein Kind, ſo gut als alle andern, ein Zwerglein mit ſtark markirten Säbelbeinen. Der Prinz gab ihm eine Federmütze, und ein Huſarenröckchen, und beſtimmte ihn zu Mignonettens Schleppträger.

Nach dieſem wunderbaren Siege eilte Perſin in den finſtern Thurm, um Mignonetten zu befreien. Jetzt war die Zaubergewalt, welche den beiden Liebenden ſeither ſo vielen Zwang aufgelegt hatte, völlig zerſtört. Die arme Mignonette ſah ſich kaum mehr ähnlich, ſo ſehr hatte Bekümmerniß über das Schickſal des theuren Papierdrachen ſie angegriffen; aber die

Freude über ihre Rettung, über das Wiederſehen ihres Geliebten, machten ſie ſchnell reitzender, als Perſin ſie je geſehen hatte.

Kaum waren beide in der Stadt angelangt, und hatten ſich dem ſtillen Entzücken überlaſſen, womit man ſo glückliche Lebensmomente feiert, als Praline und Frau Brummbart, auf verſchiedenen Wegen, durch die Luft gefahren kamen. Die jungen Liebenden bezeigten den Feen ihre Dankbarkeit, und baten um Entſcheidung ihres Schickſals. „Ich für mein Theil habe mich gar nicht um Euch bekümmert, antwortete Frau Brummbart. Man müßte thörigt ſeyn, wenn man ſich mit ſolcher Waare beladen wollte. Habe ich nicht genug mit eurer ganzen Familie zu thun? wendete ſie ſich zu dem Prinzen. „Wer in aller Welt hat je ſo viel Verwandten gehabt, als Ihr? Und welche Verwandten!“

Schweſter, fiel Praline mit Sanftmuth ein, Sie wiſſen unſere Abrede. Haben Sie nur die Güte, den König und die Königinn zu hohlen, und geben Sie ihnen Befehl, den guten Köhler mitzubringen. Für das übrige werd' ich ſorgen.

„Ei warum nicht gar! rief jene. „Miethkutſcherdienſte ſoll ich hier thun?"

Nicht doch, meine Liebe, verſetzte Praline. Aber wenn Sie die Mühe nicht übernehmen wollen, ſo ſagen Sie's mir nur, und ich werde ſelbſt gehen.

Immer ſchmollend, ſchickte Frau Brummbart ihren Wagen, der ſich nach Bedürfniß erweiterte, um das königliche Paar und den Köhler abzuhohlen. Während Praline ſich mit ihren beiden Lieblingen unterhielt, fand ihre mürriſche Schweſter den verkleinerten Koloquint, und weil ſie irgend Jemand haben mußte, um ihrem

Unmuthe Luft zu machen, ſo mußte er ihn fühlen. Gott weiß, was ſie ihm ſagte, und wie viele Vorwürfe ſie ihm über ſein mürriſches Weſen, und ſeine Eitelkeit machte. „Nun habt Ihr die wohlverdiente Strafe, ſprach ſie zu ihm. „Niemand beklagt Euch, alle eure Unterthanen ſpotten Eurer. Im Stillen haben ſie immer über Euch geſpottet, und jetzt könnt Ihr hören, wie ſie's überlaut thun.“ Frau Brummbart genoß dieſe angenehme Zerſtreuung bis zur Ankunft des Königs und der Königinn. „Ich bin's nicht, die Sie hierher kommen läßt, rief ſie ihnen beim Ausſteigen zu. „Es iſt mir gar nicht lieb, Sie hier zu ſehen; mit Ihnen iſt gar kein Umgehen mehr. Mag Ihnen künftig Rath geben, wer da Luſt hat, ich nicht. Was hilft's in den Wind zu reden!.. Immer herein! Sie ſterben vor Ungeduld, und ich bin Ihnen unausſtehlich, wie ich deutlich genug ſehe. Aber

auf mein Wort! alles wird ſich finden!“ Bei dieſen Worten warf ſie einen Blick auf den Köhler. „Ei, ſiehe da! Der gehört auch auf die Hochzeit eines Prinzen! rief ſie aus. — Der Köhler war nicht der Mann, der eine Antwort ſchuldig blieb, oder ein Blatt vor den Mund nahm; aber glücklicher Weiſe unterbrach Praline das Geſpräch, indem ſie die Geſellſchaft in das Schloß führte. Vergebens bat ſie ihre Mitſchweſter, hier zu verweilen, wo überall Freude laut ward. Frau Brummbart murmelte eine Menge Worte zwiſchen den Zähnen, ſtieg in ihren Wagen, und erhob ſich in die Lüfte.

Alle ſahen ſie gern verſchwinden. Die Zurückbleibenden überließen ſich nun freier ihren Empfindungen. Kraft angeſtammter Feengewalt, entband Praline Koloquints Unterthanen vom Eide der Treue, und

wen ſie auf den erledigten Thron ſetzte, läßt ſich ſo gut errathen, als das glänzende Feſt, womit die Verbindung des glücklichen Paares gefeiert ward.